

Die Erinnerungen von Probst Paul Tittelbach erhielt die Redaktion der AA von Joachim Poensgen, dessen Großvater Werner Poensgen und Großmutter Hilda, geb. Tittelbach, in diesen Erinnerungen erwähnt werden. Paul Tittelbach verfasste diese Erinnerungen in der zweiten Hälfte des Jahres 1919. Laut Auskunft von Joachim Poensgen sind sie nie veröffentlicht worden. Die Redaktion hat den Beitrag in ursprünglicher Fassung belassen und lediglich manche Namen bekannter Persönlichkeiten berichtigt und bei Ortsnamen die heutige Namensform in Klammern hinzugefügt.

Bitte beachten Sie auch die von Algirdas M. Žemaitaitis vorbereitete Kurzbiographie zu Paul Tittelbach vor diesem Beitrag.

Die Redaktion

Erlebnisse des Pastors zu Wilna während des Weltkrieges 1914 – 1918 bis zum Verlassen der Stadt im März 1919

Paul Tittelbach

1914:

Wilna war für denjenigen, dem es bestimmt war im Weltkrieg etwas zu erleben, ein günstiger Punkt. Hier war der Sitz des Wilnaer Militärbezirks.

Schon mehrere Jahre vor dem Ausbruch des Krieges konnte man hier die Anstrengungen beobachten, die Russland zur Erneuerung seiner im japanischen Krieg angeschlagenen Kriegsmacht unternahm. Man sah französische Generalstäbler, welche aufpassten, daß die von Frankreich geliehenen Milliarden recht angewandt würden. Einer von ihnen, Kapitän Büchenschütz, ein Elsässer, der ein deutsches Gymnasium durchgemacht hatte und tadellos deutsch sprach, hat in meinem Pfarrhaus verkehrt. Er war evangelisch und sah in mir den Religionsverwandten. Hier saß auch der Chef des Militärbezirks, von Rennenkampff, mein Gemeindeglied, der den Oberbefehl der nach Ostpreußen marschierenden Armee erhielt, welche aus hervorragenden Truppen, darunter den Petersburger Garden, bestand. Daß das russische Heer seit dem japanischen Krieg große Fortschritte gemacht hatte, mag man in Deutschland wohl gewußt haben und hat deshalb den Zeitpunkt zum Losschlagen beschleunigt.

Acht Tage vor der Kriegserklärung strömten die Truppen aus dem Alexjewschen Lager über Wilna zur Grenze. Alles ging glatt und gut. Es war kein eigentlicher Patriotismus, noch weniger Begeisterung zu merken, ja man sah sogar viele weinen. Aber die Soldaten waren gut gekleidet, gut ausgerüstet und die Ordnung ließ nichts zu wünschen übrig. Es konnte einem für das arme kleine Deutschland bange werden. Mit der Furcht für die Heimat der Reformation und das geistige Mutterland des Deutschtums in aller Welt, auch in Rußland, verband sich die Bangigkeit vor dem Verhängniß, das sich einer Woge gleich heranwälzte, Zerstörungskräfte, Dunkelheit und Rätsel in sich barg (Hiob, 3 7, 5).

Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich Ende Juli 1914 der Bevölkerung. Scheinbar zwecklos liefen die Menschen auf den Straßen herum, viele packten ihre Sachen und fuhren zur Bahn in dem Wahn, die Deutschen kämen in kürzester Frist und alle Gräuel des Krieges früherer Jahrhunderte brächen herein. Zum Glück gelang es mir, mit Erlaubnis des Adjutanten von Rennenkampff einem Platz in dem Wagen zu bekommen, in welchem der deutsche Konsul, von Lerchenberg, aus Kowno (Kaunas) nach Petersburg fuhr. Zwei Offiziere unterhielten sich die ganze Zeit mit der Gattin des Konsuls, die tadellos russisch sprach. Als ich in Podprodse ausstieg, riet mir der eine, ich sollte sofort dem Gendarmen auf der Station melden, daß ich mit dem Konsul gefahren wäre, das wäre für mich besser, erfahren würde er es doch. Ich sollte einen gehörigen Respekt vor der russischen Überwachung bekommen. In Wirklichkeit war diese recht tölpelhaft, diktiert von dem Haß gegen die Deutschen, der wiederum diktiert war von London und Paris.

Als ich am Dienstag, den 21.7.1914 unter allerlei Beschwerden mit meiner Familie in Wilna (Vilnius) ankam, fand ich den Hof der Kirche voll mit Menschen, 208 Seelen, die Aufnahme und Hilfe begehrten. Es waren vertriebene Reichsdeutsche aus Kowno und Umgebung. Nur das Notdürftigste durften sie mitnehmen, alles andere ging verloren. Der Hausverwalter, Martwich, der für die Richtung des Windes ein feines Gefühl hatte, hatte sie rauh angefahren und wollte die "Feinde" nicht hereinlassen. Der alte Küster dagegen, Suppli, selbst ein geborener Ostpreuße, hatte ihnen die Räume der Kirchenschule, die wegen der Ferien leer standen, geöffnet und die Entscheidung bis zu meiner Ankunft hinausgeschoben. Ich stellte mich auf die Seite des alten Suppli. Die Sache war allerdings gefährlich. Die Deutschen waren mit einem Male gemiedene Leute, überall wurden sie entlassen, keiner durfte einen bei sich

aufnehmen. Einem inneren Zuge folgend ging ich zu unserem guten Gouverneur, Weriowkin, berichtete ihm über die traurige Lage der Vertriebenen und bat ihn um die Erlaubnis, für sie sorgen zu dürfen. Sie wurde bereitwillig erteilt. Um mir eine weitere Deckung zu sichern, ging ich zu Rennenkampff. Ich wurde sofort vorgelassen. Er redete mich deutsch an und fragte, wie es der Gemeinde und mir ginge. Ich erwiderte: Schlecht, wir haben den Krieg. Zunächst hat er uns eine Anzahl notleidender Flüchtlinge gebracht, für die wir sorgen müßten und ich bäte mir dazu seine Erlaubnis aus. Er: Das wird Ihnen doch eine Menge Geld kosten. Ich: Was ist dabei zu machen? Man kann die Leute nicht umkommen lassen. Er: Wie lange können Sie das ausführen? Ich: Ich denke zwei Monate. Er: Das ist genug, länger dauert der Krieg nicht - ein moderner Krieg kostet ein so wahnsinniges Geld, daß keine Macht das länger aushalten kann. Vielleicht gibt die Weltgeschichte ihm noch einmal Recht und erweist es sich, daß auch die Sieger klüger getan hätten, nach zwei Monaten Schluß zu machen.

Am selben Abend um 11 Uhr wurde geklingelt und zwei gebildete Damen baten flehentlich um Aufnahme und wenn es nur ein Winkel auf dem Fußboden wäre. Sie bekamen Betten im Pfarrhaus und blieben bis zu ihrer Ausweisung im Februar 1915 unsere lieben Hausgenossen. Sie hatten als Reichsdeutsche auch Schweres durchgemacht und waren von allen Mitteln entblößt. Zwei Tage später erschienen zwei vornehme Damen und erzählten ihre Leidensgeschichte. Sie waren von Petersburg mit Fahrkarten nach Wirballen (Virbaliai) ausgefahren, in Wilna waren ihre Männer verhaftet worden, und sie saßen nun, acht Personen, im teuren Gasthaus in quälender Ungewißheit über die Männer und das eigene Schicksal. Ich ging mit ihnen zu Rennenkampff und zur Gendarmerie und erhielt für sie und mich als Übersetzer die Erlaubnis, die Gefangenen zu besuchen. Die Unterredung beiderseits der Gitter mußte nämlich russisch geführt werden und da die Frauen es nicht verstanden, war der Übersetzer nötig. Das war natürlich eine Komödie. Während der vier Wochen ihres hiesigen Aufenthaltes fanden die beiden Familien auch noch Unterkunft im Pastorat. Mit den edlen, vom Schicksal mitgenommenen Menschen spann sich eine herzliche Freundschaft an.

In der Stadt wurde unterdessen so etwas wie eine patriotische Kundgebung vorgenommen. Rennenkampff besuchte mit seiner Gemahlin und dem Gouverneur unter Aufwand von militärischen Pomp die russische und die katholische Kathedrale und die jüdische Synagoge in der Deut-

schen Straße, wo wir von unseren Fenstern aus die Sache sehen konnten. Im Frack und Zylinder und mit mächtigen Sträußen bewaffnet warteten die Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf die hohen Herrschaften. Die Straße war gedrängt voll Juden, die aus Höflichkeit Hurra schrien, wie sie nachher taten, als Kaiser Wilhelm seinen Einzug hielt und vielleicht noch herzlicher, als am 6.1.1919 die Bolschewiken erschienen, ja gewiß, denn jetzt sind sie erst in ihrem Element.

Wir glaubten schon, unsere Kirche wäre übergangen, aber nein, am 26.7.1914 kam der Feldherr in großer Gala mit einem goldenen Ehrensäbel und einigen Herren im Gefolge im Auto angefahren, nahm am Gottesdienst teil und empfing das heilige Abendmahl. Am Abend desselben Tages reiste er zur Front ab. Er war bei der kirchlichen Feier ehrlich ergriffen, Tränen rannten über seine Wangen.

In dieser Zeit lagen die Amtsgeschäfte allein auf mir. Pastor Koch hatte eine Urlaubsreise nach Bad Rauschen unternommen und war in Deutschland sitzen geblieben. Nach einigen Wochen kam er an. Mit Hilfe von Rechtsanwalt Serafin in Königsberg war es ihm, seiner Gattin und der Familia Folkmann geglückt, die feindlichen Linien bei Memel zu passieren. Im Amte, mehr noch in der sozialen Fürsorge gab es seitdem viel zu tun. Die Gemeinde war durch die zahlreichen Flüchtlinge aus den Grenzorten um das doppelte oder dreifache gewachsen. Zunächst galt es, die Verpflegung der vertriebenen Reichsdeutschen zu organisieren. In meiner Waschküche wurde eine Suppenküche eingerichtet. Die Leitung übernahm meine Frau. Die Flüchtlinge mußten beim Kartoffelschälen, Holzspalten etc. helfen. Frauen aus der Gemeinde halfen beim Austeilen und Abwiegen, zahlreiche Gemeindemitglieder lieferten Beiträge zu den Vorräten, namentlich die Wurstgeschäfte von Kietz und Mönke. Des Morgens wurde Tee, Brot und Zucker, mittags eine kräftige Suppe und abends Tee verabfolgt. Vom August 1914 bis September 1915 wurden täglich 150 - 350 Portionen ausgeteilt. Im August 1914 hielt das Kirchenkollegium eine Sitzung ab, in welcher beschlossen wurde, die Zinsen der Runzschen Stiftung, welche Hilfe in Kriegsnot vorsieht, zum Besten der Flüchtlinge zu verwenden und die Mittel, welche für die elektrische Lichtenanlage in der Kirche bestimmt waren, für zukünftige Nöte aufzubewahren. Im Herbst 1914 begann das Tatjanakomitee seine Tätigkeit zum Wohle der Kriegsbeschädigten. Der Gouverneur Werioewkin hatte den Präsidenten des Kirchenkollegiums M. Jäger und mich zu Mitgliedern ernannt. Wir bekamen monatlich

einige hundert Rubel, doch mit der Bedingung, daß das Geld nur für russische Untertanen verwendet werden dürfe. Im November 1914 bekam ich unverhofft vom amerikanischen Konsul in Riga 200 Rubel für die Reichsdeutschen und die Mitteilung, daß weitere Hilfe gewährt werden könne. Trotzdem kam ich etwa 1400 Rubel in Auslage, die mir später von der deutschen Regierung ersetzt wurden. Hervorgehoben werden muß die freundliche Haltung des Gouverneurs. Seine Gattin hatte in den ersten Tagen einen Kursus für Schwestern des Roten Kreuzes eingerichtet und unsere ältere Tochter aufgefordert teilzunehmen. Ich war nicht sehr dafür, weil mir ja gesagt war, der Krieg dauere nur zwei Monate. Doch sie gab mir zu verstehen, daß es gut wäre - um meinwillen. Dadurch erleichtere ich es ihrem Manne, mich zu beschützen, und dieser Schutz war mir sehr wertvoll. Allerdings wurde seine Macht bald beschnitten, da er als reichlich human galt. Man setzte ihm den wenig sympatischen Fürst Tumanoff auf den Nacken.

Recht wenig nett waren die verschiedenen Polizeichargen. Der Polizeimeister von Wilna verbreitet einen Dunstkreis von Unnahbarkeit um sich und der Revieraufseher war ganz unausstehlich. Er tobte im Hof der Kirche umher und beleidigte die Flüchtlinge, auch wenn sie russische Untertanen waren und ihre Söhne für Rußland bluteten. Er wünschte nichts sehnlicher, als mich auf einer Ungesetzlichkeit zu ertappen und hoffte, ich würde einmal deutsch sprechen, daß er es hören kann. Ich erfuhr erst später von der Gefahr, die mir von dieser Seite drohte. Daß ich von Spionen umgeben war, machte mir folgende Begebenheit klar: Ein Sanitäter und bald darauf eine Schwester aus dem Kriegslazarett Antokoll (Antakalnis) baten mich, ich möchte etwas tun für die verwundeten deutschen Kriegsgefangenen. Sie würden schlechter gepflegt als die Russen und besonders ärgerlich sei es, daß man die Verstorbenen vor der Beerdigung gänzlich entkleide. Ich möchte doch für Totenhemden sorgen. Ich hatte Pastor Koch gebeten, nach der Predigt, die er gerade hatte, bei der Gemeinde um Hemden zu bitten. Er hatte etwas zu viel gesagt. Die Sache war sofort der Generalin Rennenkampff gemeldet. Das war wiederum mir gleich gesagt worden und ich machte mich schleunigst zu ihr auf, um die Sache einzuschränken. [...]

Eine beträchtliche Unannehmlichkeit kam von den Letten. Diese Leute meinten, der Augenblick sei günstig, die Wilnaer deutsche Kirche und, was die Hauptsache war, deren Vermögen in ihre Hände zu bekommen. (Die Letten haben auch an anderen Orten gezeigt, daß sie, ohne selbst

Opfer für die Kirche zu bringen, gerne deutsche Stiftungen in ihre Hände nehmen.) Sie ließen also eine derbe Verleumdungsschrift vom Stapel, welche an das Ministerium des Inneren gerichtet war. Die lettische Gemeinde wäre größer als die deutsche, der verstorbene Apotheker Runz wäre Lette - tatsächlich war er Deutscher aus Lodz -, das von ihm vermachte Vermögen (30.000 Rubel) und überhaupt das ganze Kirchenvermögen werde zu Unrecht von einem deutschen Kollegium verwaltet, die Kirche gehöre ihnen und der Pastor müsse entfernt werden, da er die russisch patriotischen Gefühle der braven Letten verletze, nicht das Gebet für den Zar und Großfürst Nikolai halte. Von allen Anklagen beruhte nur Letzteres auf Wahrheit. Die Letten, bei denen das Zargebet nie etwas anderes war als Heuchelei, konnten mir natürlich nicht verzeihen, daß ich mir im lettischen Gottesdienst diese Heuchelei ersparen wollte. Ein Beamter des Departements für Angelegenheiten der ausländischen Konfessionen im Ministerium des Innern kam in eigener Person nach Wilna, um die Sache zu untersuchen. Präsident Jäger und ich hatten lange Unterredungen mit dem Manne und wir konnten mit dem Erfolg zufrieden sein. Petersburg ließ uns ungeschoren. Die Letten aber - es mögen etwa 100 - 150 Seelen gewesen sein - verschwanden im August 1915 völlig aus Wilna und werden hoffentlich nicht mehr zurückkehren! Da sie meist kleine russische Beamte waren, ist das anzunehmen.

Amtlich gab es in dieser Zeit recht viel zu tun. Es waren eine Menge Lazarette in Wilna, man sagt 36 oder 38, darunter das am besten geleitete, das evangelische Feldlazarett, welches die ev. luth. Kirche Rußlands ausgerüstet hatte. Es war im Gebäude des russischen Priesterseminars untergebracht und enthielt 250 Betten, doch konnten zur Not noch mehr Verwundete aufgenommen werden. Der Chefarzt, Dr. Schiemann aus Moskau, war als Arzt und Mensch gleich hervorragend. Die Ärzte und Unterärzte waren alle Deutsche. Auf der Straße oder wenn russischer Besuch kam, wurde russisch gesprochen, im Innern, bei den Mahlzeiten und den geselligen Abenden deutsch. Hier ließen wir, als gelegentlich des Zarbesuchs der Schwesterkurs abschloß, unsere Tochter als Hilfschwester eintreten. Sie hat viel arbeiten müssen, hat es aber sehr gut gehabt und wurde bereits im Sommer 1915 mit der Annenmedaille ausgezeichnet. Verwundete deutsche Gefangene durften hier nicht aufgenommen werden. Die russische Heeresleitung fürchtete, daß ihnen zu viel Sympathie entgegengebracht werden würde. Doch evangelische

Verwundete gab es hier wie überall. Pastor Schmittchen, der sonst sein Amt als Militärprediger als Synekure betrachtete und in Dubbeln ein lettisches Gymnasium leitete, konnte nicht umhin, der Heeresleitung seine Dienste anzubieten. Man hatte ihn abgewiesen. So kam es, daß die Amtsgeschäfte an den Militärpersonen mir oblag. Erst im Frühjahr 1915 erschien er, um die Soldaten der Wilnaschen Garnison zum Heiligen Abendmahl zu "treiben", wie man sich im russischen so geschmackvoll ausdrückte. Bei der Gelegenheit hielt er einen deutschen Militärgottesdienst, in welchem er erklärte, daß man um Gotteswillen Deutschland zu Staub zermalmen müsse. In jener Zeit gingen zahlreiche lettische Briefe durch meine Hände. Ich hatte als Geistlicher an der Arestantenkompanie die Zensur der lettischen und deutschen Korrespondenz. Da habe ich viel Haß gesehen und auch Prahlerei, wenn z.B. ein lettischer Soldat von der Front schrieb, er hätte bereits ein dutzend deutsche Schweine mit dem Bajonett abgestochen und werde dieses Geschäft mit Vergnügen weiter besorgen.

Am meisten gab es im Kriegslazarett Antokol zu tun. Dieses war, was die Lage betrifft, das schönste von allen, in der Verpflegung das miserabelste. Während das evangelische Feldlazarett 75 Kopeken täglich für die Person ausgab, waren in Antokol 35 Kop., später 42 Kop. festgesetzt. Das Lazarett des Wilnaer Damenvereins des Roten Kreuzes verausgabte 1 Rubel. Hier hatte unser Kirchenkollegium ein Freibett gestiftet und zahlte dafür einmalig 100 Rubel und dann jeden Monat 45 Rubel. Es enthielt 200 Betten. Die Ausstattung war geradezu üppig. Auf dem wundervollen malerischen Militärfriedhof in Antokoll habe ich etwa 115 deutsche und 10 russische Soldaten evangelischer Konfession zur letzten Ruhe bestattet. Unter den Deutschen war gewiß auch mancher Katholik, ja sogar ein Jude dabei, aber man rief mich stets, da ich bei den Russen als Vertreter des deutschen Gottes galt. Bei den Verwundeten daselbst bin ich einige Male dem katholischen Priester Puziato begegnet, der, zwar Pole aber am Kollegium Germanikum in Rom ausgebildet, in der reizenden kleinen Annenkirche für die deutsche katholische Gemeinde angestellt ist.

Mit besonderer Liebe nahm sich der deutschen Verwundeten in Antokol der russische General a.D. Shirkewitsch an. Als Anhänger und persönlicher Freund Tolstois machte er keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Kurz vor dem deutschen Weihnachten bat er mich, ich möge den verwundeten deutschen Soldaten an ihrem Heiligen Abend eine

Andacht halten, er hätte die Bescherung vorbereitet, mit der er sie am Morgen überraschen wolle, denn gleichzeitig dürften wir nicht erscheinen. Ich sagte zu unter der Voraussetzung, daß der Fürst Tumanoff die Erlaubnis erteile und machte sofort die Eingabe, bekam jedoch keine Antwort. Infolgedessen ging ich nicht hin. Am nächsten Morgen wurde ich dorthin zu einem Sterbenden gerufen. Der diensttuende russische Offizier fragte mich etwas barsch, warum ich nicht am Abend vorher gekommen wäre, seine Durchlaucht hätte ihm und sechs anderen Offizieren befohlen, dabei zu sein. Ein wenig später beglückwünschte mich Shirkewitsch, daß ich ferngeblieben. Die Offiziere hätten den Auftrag gehabt, mich zu verhaften, wenn ich ohne Erlaubnis erscheine.

Am 1.8.1914 alten Stils wurden die Männer über 16 Jahre (d.h. die Reichsdeutschen) aus Wilna verschickt. Auf dem Hof unserer Kirche war großes Wehklagen. Die Zahl der Bedürftigen nahm aber keineswegs ab. Es kamen immer neuen Flüchtlinge aus den Gebieten, wo der Krieg wütete. Sie wurden nach Möglichkeit in den Räumen der Kirchenschule untergebracht. Auch andere Räume in den Häusern der Kirche wurden freigemacht, im Ganzen 18 Zimmer. Die Schule mußte sich mit drei Zimmern begnügen. Es wurde am Vor- und Nachmittag unterrichtet. Dank der Flüchtlinge waren Schule und Kirche immer voll. Der Gesundheitszustand war nicht durchweg gut. Besonders im Frühjahr 1915 herrschten die bekannten Seuchen. Unser leider im Dezember 1917 am Fleckfieber verstorbene Dr. Frohwein behandelte unentgeltlich die Kranken in unserem Flüchtlingslager. Frau von Kymmel und Frau Pastorin Koch nahmen sich der kleinen Kinder an, badeten sie und sorgten für bessere Nahrung.

Im sogenannten dritten Hof der Pfarrei lag das Bonnenheim, wo der Jungfrauenverein, die Stellenvermittlung und sieben Betten für stellenlose junge Mädchen untergebracht waren. Jetzt war es hier überfüllt, da die Bonnen, unter denen viele Ostpreußen waren, plötzlich entlassen wurden. Die Beschäftigungslosen kamen täglich zu meiner Frau und arbeiteten freiwillig an der Wäsche, die vom Roten Kreuz hergeschickt wurde. Vier Nähmaschinen wurden dabei in Betrieb gesetzt. Im Komitee war man mit der Arbeit sehr zufrieden. Es kam sogar vor, daß Wäsche, die von jüdischen Frauen liederlich genäht war, uns zur Nachbesserung geschickt wurde. Fräulein M. Koch, die Schwester des Pastors Koch, gab sich viel Mühe mit den Kindern, die nicht zur Schule gingen

und unterrichtete sie in der Religion, wobei es sich herausstellte, daß da viele Verwehrlose waren.

Am 6.9.1914 kamen zwölf Frauen an, Insassen eines Kownoer ev. lutherischen Armenhauses, arme hilflose Geschöpfe, alle über siebenzig Jahre alt, und baten um Aufnahme. Sie waren vom Festungskommandanten als gefährliche Elemente vertrieben worden, die einzige Heldentat dieses braven Generals. Als die erste Fliegerbombe in Kowno niederfiel, packte er seine Sachen, und als die erste 42 cm Granate drei Kilometer von seiner Wohnung einschlug, zog er los. Die Kownoer wurden im Armenhaus am lutherischen Friedhof einquartiert. Hier blieben sie bis zum Winter 1915/16. Dann wurden sie abtransportiert und im Frühjahr 1916 bezahlte uns der deutsche Stadthauptmann von Kowno 2.000 Mark für ihre Verpflegung.

Am 25.9.1914 traf der Zar in Wilna ein. Er kam vom Kriegsschauplatz. Zum Empfang auf dem Bahnhof war auch die evangelische Geistlichkeit vom Gouverneur eingeladen worden. Der große Wartesaal war freigegeben worden. An der einen Längsseite standen Generäle und kommandierende Obersten, an der kurzen Seite die römisch-katholische und die evangelische Geistlichkeit, an der anderen Längsseite Beamte, Vertreter des Adels, der Stadt, der Bauernschaft und der Judenschaft. Begleitet war er von dem kleinen, unförmlich dicken Suchomlinoff und dem stattlichen Gouverneur. Er sah blass und müde aus, hielt sich aber, vielleicht mit Anstrengung, gerade. Den Militärs und dem kath. Bischofsverweser reichte er die Hand und ließ sich von jedem Namen und Titel sagen. Von der evangelischen Geistlichkeit an (Superintendent von Jastrzembki, Pastor Koch und ich) tat er das nicht mehr. Stadthauptmann Wenslawski hielt ihm eine Rede, der Zar antwortete, doch so leise, daß man nichts verstehen konnte und dann wurde "hurra" geschrien. Zuletzt überreichte der Rabbiner eine Thora, was mich peinlich berührte, denn die Juden haben keinen Grund für die Behandlung, die sie in Kurland, Kowno, Suwalki usw. erlitten haben, besonders dankbar zu sein, es sei denn, daß er im Namen der Kriegsgewinnler handelte, unter denen sehr viele Juden waren.

Die russische Geistlichkeit empfing den Zaren im Swiato Duchow-Kloster, dem größten Heiligtum, daß die Russen in Wilna haben. Dann fuhr er in die Lazarette, vermied aber die katholische Kathedrale, was die Katholiken verschnupte. Die Schulen kriegten drei Tage frei, was natürlich niemand übelnahm.

Um den 23.10.1914 kamen wiederholt Trupps von vertriebenen Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren aus Pliwischki (Pilviškiai) und Umgebung. Zu Fuß mußten sie weiter nach Swenziany (Švenčionys), eine gänzlich ungerechtfertigte Maßregelung. Nicht alle hatten Geld. Sie bekamen zu essen. In Swenziany baten sie die Behörden um Wohnung, Beschäftigung, Brot. Es wurde verweigert. Die Juden, die barmherziger waren und ihnen Almosen brachten, wurden von den Bauern mit Denunziation bedroht. Als ich dort eine junge Frau zu beerdigen hatte, die sich vom Manne nicht trennen mochte, mit zwei kleinen Kindern ihm gefolgt und den Entbehrungen erlegen war, erfuhr ich, daß bereits zwölf Verhungerte ohne Sarg in einem gemeinsamen Grab beigesetzt seien. Diese Geschichte ist dann auch dem Gouverneur zu Ohren gekommen und er bewirkte nun, daß sie wieder heimkehren durften. Unter diesen befand sich auch der Vater des Keidanyer Kantor, Blum, der als Soldat eingezogen war, während sonst die Lehrer nicht zu dienen brauchten. Es sollte als Unrecht empfunden werden, ein Deutscher zu sein.

Eine kleine Episode aus dem Tagebuch meiner Frau vom 25.10.1914 mag hier Platz finden: Gestern Abend kam spät eine Dame, die sich als Frau Dr. Lipski vorstellte; sie hatte arme Flüchtlinge auf der Straße liegen sehen und gehört, wie ein Junge zu seinem Vater sagt: Nun wo gibt es den allmächtigen Gott, der sich der Armen und Verlassenen annimmt? Wir müssen hier verhungern. Die Dame ging schnell, kaufte Brot und Fleisch und brachte die Armen zu uns, wo sie satt gemacht wurden und in der Waschküche schlafen konnten. Frau Doktor hat mit ihnen geweint und beim Fortgehen sagte sie mir: Wenn ich noch mehr solcher Armen finde, kann ich sie Ihnen bringen? Sie hat aber wohl keine mehr gefunden. Gott segne sie, sie war den Armen ein von Gott gesandter Engel.

Die wachsende Arbeit in der Fürsorge, die Inanspruchnahme durch Einheimische und Angereiste (z.B. Angehörige hier gefallener Krieger), die Arbeit in der Nähstube für die Lazerette usw. lassen meine Frau am 28.10.1914 schreiben: „Heute den ganzen Tag ist die Klingel kaum zur Ruhe gekommen; ich bin so müde von all' den Menschen und den verschiedenen Laufereien, daß ich nicht mehr schreiben kann.“

In dieser Zeit bekamen wir mehrfach Nachrichten von den Verschickten aus Sibirien, die von der Zensur durchgelassen waren; sie lauteten tröstlos. Der furchtbare sibirische Winter und die Entbehrungen haben unzählige Opfer gefordert. Wie sollte es anders sein, wenn es im Tagebuch

von Wilna heißt: Wir fuhren zu einer Kranken, die mit vielen anderen Flüchtlingen aus Suwalki in der Raphaelkaserne untergebracht war. Das war ein Bild des Elends! Ein großer, fast kalter Raum mit zerbrochenen Fenstern, auf dem Fußboden lag an vereinzelt Stellen Stroh und darauf hockten die Armen, unter denen auch Blinde und Lahme waren. Dem sterbenden Christian Buder, welcher das heilige Abendmahl bekam, hatten die mitleidigen katholischen Leidensgefährten ein Bett, ein Kissen und eine wenn auch dünne Decke besorgt.

Im November 1914 benachrichtigte mich der amerikanische Konsul in Riga, daß die mittellosen Deutschen auf Kosten des Reiches hinausgeschickt werden könnten. Es meldeten sich vierzig Personen. Der Konsul schickte zweihundert Rubel für die Reise. Nun mußten noch warme Sachen besorgt werden. Die Schneiderei wurde bei uns im Hause besorgt. Mit Hilfe von Präsident Jäger wurden die Bittschriften wegen der Pässe an den Gouverneur und an den Polizeimeister aufgesetzt. Eine Bitte im Gottesdienst um Hilfe für die Auswanderer ergab: Neun warme Mäntel, drei paar schöne Stiefel, warme Galoschen, warme Tücher, Unterwäsche, Handschuhe, Strümpfe, Schals, Kleider und an barem Geld 72 Rubel, ein reiches Opfer! Nachträglich kamen noch weitere Spenden, sodaß wir genug hatten. Zu meinem Geburtstag bekam ich 36 Rubel zum gleichen Zweck. Drei Wochen lang heißt es im Tagebuch: Mit den Pässen haben wir endlose Schererei; man merkt, daß man uns absichtlich schikaniert.

Am 4.12.1914 fand die erste Sitzung des Tatjanakomitee zur Unterstützung Kriegsbeschädigter statt. Da wurde auch uns für die russischen Untertanen 200 Rubel versprochen. Die Zahlung erfolgt monatlich bis zum August 1915 unter der Bedingung, daß die Reichsdeutschen davon nichts bekommen.

Am 11.12.1914 feierten wir mit den reichsdeutschen Insassen des Bonnenheims im Pastorat den Heiligen Abend. Davon schreibt meine Frau: Wir hatten ein ganz kleines Bäumchen geschmückt, die Krippe aufgestellt und das ganze Eßzimmer so recht weihnachtlich gestaltet. Wie wir aus der Vorbereitungsstunde (zum Kindergottesdienst) kamen, fanden wir die jungen Mädchen schon vor und so zündeten wir auch gleich das Bäumchen an und sangen die lieben alten Weihnachtslieder. Eine recht fröhliche Feststimmung konnte natürlich nicht aufkommen, denn ein jeder dachte doch an die vielen Tränen, die am heutigen Tag wohl vergossen werden, an die armen Kämpfenden draußen auf dem blutigen

Schlachtfelde, an die tausend und abertausend Verwundeten und Verschickten, die keinen Weihnachtsstrahl sehen, die in ihren Schmerzen liegen, die der Hunger quält und die vor Hunger umkommen. Dieser Betrachtung liegen die Nachrichten von unseren Verschickten zu Grunde.

Am 12.12.1914 hatten die Flüchtlinge ihre Pässe. Gleich nach Tisch deckten wir große Tische für einen Teil der Flüchtlinge (34 Personen). Wir traktierten sie mit Kaffee, Kuchen, Äpfel und Bonbons. Auf dem Tisch brannte das Bäumchen vom Vorabend. Ich hielt ein Gebet und wir sangen wieder Weihnachtslieder. Auch die Kinder tauten auf, sangen fröhlich mit und spielten.

Am selben Tag wurde im evangelischen Feldlazarett der Stiftungstag der Universität Dorpat gefeiert. Einige in Wilna ansässigen Philister waren geladen.

Der Abreise der Flüchtlinge stellte sich ein unerwartetes Hindernis in den Weg: Einige von den Jungens waren inzwischen in das Alter gekommen, das sie als kriegspflichtig betrachtet und verschickt werden konnten. Deshalb wieder Scherereien. Endlich vom Arzt untauglich befunden, wurden sie losgelassen. Am 14.12.1914 nahmen sie von uns Abschied und fuhren über Petersburg in die deutsche, ihnen zum Teil fremde Heimat.

Die Not unter den Flüchtlingen wird größer, aber die helfenden Hände werden auch nicht müde. Am 16.12.1914 kam eine Dame aus der polnischen Aristokratie und übergab mir 100 Rubel für die Verschleppten aus Ostpreußen. Ich gab das Geld General Shirkewitsch, der zu den Gefängnissen Zutritt hat.

Von nun an beginnen die Transporte der Zivilgefangenen aus Ostpreußen Wilna zu passieren. Davon heißt es am 18.12.1914: Gleich am frühen Morgen kam eine Jüdin, Frau Gruwitsch, und erzählte uns von 32 armen Kriegsgefangenen (alte Männer, Frauen, Kinder), die hier im Polizeigefängnis wären, sie habe sie gesehen, wie man sie getrieben habe und wie ein alter Mann ganz ermattet auf der Straße liegengelassen sei. Man hatte ihr erzählt, daß sie vier Tage nicht zu essen bekommen haben. Sie hat ihnen gleich etwas besorgt, es habe aber längst nicht gereicht und so bat sie uns, daß wir ihnen Essen bringen möchten. Wir bekamen ohne weiteres Zutritt, ja wir durften von nun an die Armen, die in den folgenden Wochen durchkamen, besuchen. Wir fragten nach

ihren Wünschen und sie antworteten: Essen wollen wir, wir verhungern. Dann machte uns der Aufseher noch auf einige aufmerksam, die mangelhaft bekleidet waren. Nun hieß es schnell Einkäufe machen, denn um drei Uhr sollten sie weitergeschickt werden. In kurzer Zeit war alles fertig. Wir brachten ihnen warme Sachen, Kaffee, Brot und Äpfel und haben ihnen eine große Freude bereitet. Ja, da haben wir wieder einmal tief in das Elend dieses fürchterlichen Krieges hineingeschaut. Einen Beitrag dazu berichtete uns Frau Wöhler: Sie war als Mitglied eines Vereins, der die durchziehenden Truppen verpflegte, auf dem Bahnhof. Da fährt ein Zug ein, dessen letzter Wagen, ein Güterwagen, ungeheizt, deutsche Kriegsgefangene enthalten sollte. Die Tür wird geöffnet und ein herzzerreißendes Jammern erfüllte die Luft. Alle schriegen nach Brot, sie hatten fünf Tage nichts zu essen bekommen, drei kleine Kinder waren vor Hunger und Kälte gestorben. Die Mütter streckten sie den Damen entgegen und diese übergaben sie uns zur Beerdigung. Die entsetzten Damen berieten unter sich, es wird Brot und Milch besorgt und an die vor Hunger und Kälte Erstarrten verteilt. Gleich darauf erschien ein Gendarm und nahm ein Protokoll auf. Es konnte ja sein, daß man den Unglücklichen Lebensmittel gegeben hatte, die für russische Soldaten bestimmt waren. Zum Glück befand sich bei den Damen ein katholischer Priester, und da man in jener Zeit auf die Polen und auf die Katholiken Rücksicht nahm, so gelang es ihm, den Gendarmen zu beschwichtigen. Am anderen Tage meldete die gute Frau Gurwitsch von neuem Flüchtlingselend und bald darauf kam ein Polizeisoldat und erzählte, es seien 75 Zivilgefangene eingebracht worden, wir möchten so schnell wie möglich was bringen. Schreckliche Bilder traten uns da wieder vor Augen. Die Mütter schrien nach Milch für ihre kleinen Kinder, so daß ich das Mädchen zurückschickte und eine große Kanne Milch bringen ließ. Da war eine Frau mit einem fünf Tage alten Kinde. Man hatte die Ärmste zwei Tage nach der Entbindung aus dem Bett fortgetrieben. Natürlich war sie krank geworden. Sie hatte hohes Fieber und nach all den Entbehungen des Transportes keine Nahrung für das Kind. Ähnlich so ging es einer zweiten Frau. Der Gefängnisaufseher ist ein freundlicher Mann, er erlaubte uns morgen wieder Essen zu bringen. Wir hatten für die armen gefangenen Reisbouillon gekocht, dann bekamen sie noch Brot, Zucker, Wurst, warme Kleider, denn sie waren sehr wenig warm bekleidet und sollten heute noch weitergeschickt werden. Alle waren riesig froh und dankbar und nun fragten Frau von Kymmel und ich, ob sie ihre Säuglinge nicht uns bis zum Ende des Krieges in Pflege geben

wollen. Sie gingen freudig darauf ein, denn sie verstanden, daß sie ihnen nur so erhalten bleiben. Doch mußten wir noch viele Gänge machen, um die Formalitäten beim Polizeimeister zu erledigen. Bald darauf wurden zwei weitere Kinder von uns aus dem Gefängnis geholt, von denen eins von Pastor Koch aufgenommen wurde. Mehr wagten wir nicht, die Verantwortung für eine größere Schar wäre doch zu groß gewesen. Am selben Abend wurde mit den Flüchtlingen in der Schule eine Weihnachtsfeier gehalten und wurden Traurige getröstet. Von nun an kommen fast täglich 60 bis 120 Vertriebene aus Ostpreußen im Polizeigefängnis an, denen wir auf Aufforderung der Polizei Nahrungsmittel bringen. Am 24.12.1914 schreibt meine Frau: „Habe die ganze Nacht nicht geschlafen, das Elend, welches wir gestern vor Augen hatten, verfolgt mich immer. Wie müssen die Unschuldigen leiden!“

Gleich nach der Christkirche taufte wir unter dem brennenden Weihnachtsbaum unser kleines Pflögetöchterchen, es hat den Namen Martha Frieda bekommen. Nomen est omen. Wir hofften, es werde bald Friede auf Erden kommen. Anfang Januar kamen sehr traurige Nachrichten von den Zivilgefangenen aus dem Osten. Kantor Münchhof aus Eiragola (Ariogala) berichtete aus Orenburg, daß zehn deutsche Kriegsgefangene sich daselbst erhängt haben. Auch aus Sibirien lauteten die Briefe verzweifelt.

1915:

Am 12.1.1915 lernte ich Mennoniten kennen. Ich hatte einen zu beerdigen. Sie sind ihrer alten Satzung treu geblieben und dienen nicht an der Front, sondern als Sanitäter. Sie bedienten einen Sanitätszug. Dadurch dankten sie Rußland für das Wohlergehen, das sie genossen. Anfang Januar waren im Flüchtlingslager 95 russische Untertanen, darunter 29 orthodoxe, so daß die Reichsdeutschen jetzt in der Minderzahl waren. Seit Kriegsbeginn hatten wir für letztere folgende Beiträge erhalten: von der Kirche 500 Rubel, vom amerikanischen Konsul 100 Reichsmark, von Herrn Tillmanns 770 Rubel, von Gemeindegliedern 296 Rubel außerdem Lebensmittel. Damit konnte man bei den damaligen Preisen viel schaffen.

Am 20.1.1915 waren Zivilgefangene aus dem Kreis Goldap in Wilna angekommen, meist Frauen und Kinder, wie gewöhnlich. Ich hatte ein Kind zu taufen, das unterwegs geboren war. Mitleidige Damen aus der

polnischen Gesellschaft brachten warme Sachen. Wir konnten die Spenden vervollständigen.

Am 21.1.1915 verkündete ein Plakat an der Kirchenmauer, daß alle Reichsdeutschen Wilna binnen 10 Tage zu verlassen haben. In Bezug auf die hier ansässigen wurden Ausnahmen gemacht. Die meisten entschlossen sich, nach Deutschland zu fahren. Es waren weit über 100 Personen, die fort mußten. Das amerikanische Konsulat schickte 1000 Rubel und teilte mit, daß der Weg durch Finnland über Torneo frei sei. Nun galt es wieder Reisevorbereitungen zu treffen, besonders warme Sachen zu beschaffen. Viel gab auch das evangelische Feldlazarett und so konnten wir alle aufs Beste einkleiden. Noch ehe die Passformalitäten erledigt waren, kam der Ersatz, 145 Vertriebene aus dem Gouvernement Warschau, deutsche Bauern, und baten um Aufnahme. Präsident Jäger trat für sie bei der Stadtverwaltung ein und bewirkte, daß ihnen Platz, allerdings nur drei Zimmer, im einstigen Franziskanerkloster eingeräumt wurde. Am 1. 2. 1915 wurde ich von den Abreisenden gebeten, die Lieder "Jesu geh voran" und "Wer nur den lieben Gott läßt walten" singen zu lassen. Viele gingen zum heiligen Abendmahl. Bis zur Abfahrt dauerte es noch eine Woche.

Unterdessen wurde die Aufmerksamkeit auf ein anderes Ereignis gelenkt, wovon die Zeitungen freilich nichts brachten, das aber doch eine Panik auslöste und ängstliche Gemüter veranlaßte, aus Wilna zu fliehen: Die gewaltige Masurenschlacht. Das evangelische Feldlazarett bekam den Befehl, die Verwundeten zu evakuieren und sich marschbereit zu halten. Man hörte fernen Kanonendonner, besonders des Nachts. Am 17.2.1915 kamen viele Flüchtlinge aus Georgenburg. Die Suppenküche leistete das Menschenmögliche. Nachdem sich die Deutschen von Grodno zurückgezogen hatten, füllte sich das Kriegslazarett mit deutschen Verwundeten und es gab dort die gewöhnliche Arbeit. Nach vorhergegangener Abendmahlfeier reiste am 26.2.1915 eine größere Partie reichsdeutscher Frauen und Kinder nach Deutschland bzw. Perm ab. Das Tatjanakomitee gibt jetzt 300 Rubel monatlich. Aus der Umgebung von Warschau sind über 200 Familien angekommen. Am 3.3.1915 führen unsere Hausgenossen ab, die sich in der Fürsorge wohl bewährt hatten und mit denen wir uns recht befreundet hatten. Nach eingelaufenen Nachrichten werden die Deutschen in Petersburg von den russischen Behörden nicht eben freundlich behandelt.

Am 3.3.1915 wurde unser Frauenverein von einer polizeilichen Revision überrascht. Zum Glück hatte die Vorsitzende, Frau Mazon, kurz vorher angefangen, die Sitzungsprotokolle russisch zu führen. Das Rechnungsbuch wurde schon früher in dieser Sprache geführt. Die Polizei konnte nichts Verdächtiges finden, es konnte sogar gezeigt werden, daß für russische Lazarette geopfert und gearbeitet wird. Etwas später erfolgte eine Besichtigung des Sonnenheims, die ebenfalls ein befriedigendes Resultat ergab.

In der Osterzeit nahmen wir auf Bitten eines Herren aus dem litauischen Komitee 45 evangelische Litauer in den zwei Klassen der Kirchenschule auf, die noch den Schulzwecken dienten und während der Ferien leer standen. Die Kirche ist jetzt immer übertoll, zu Ostern standen viele Menschen auf dem Kirchhof. Die Arbeit dieser Osterzeit in der Kirche, in den Lazaretten, Gefängnisse usw., die Inanspruchnahme durch Hilfesuchende oder einfach besuchende Menschen aus den verschiedenen Teilen des Reiches stellte ungewöhnlich hohe Anforderungen an meine Nerven. Dazu kamen die noch jetzt besonders beschwerlichen Reisen nach Keidany und seinen Filialen. Doch Gott hat geholfen.

Am 9.4.1915 neues Flüchtlingselend: 100 Personen aus Prenny (Priennai), Gouvernement Suwalki, von denen 50 bei uns nächtigten. Die Kirchenschule ist jetzt, gleich den anderen Schulen, geschlossen und zwar der Seuchengefahr wegen. So haben wir denn Platz für die neuen Ankömmlinge. Im Ganzen sind 18 Zimmer von der Kirche hergegeben.

Am 11.4.1915 kamen 88 Ausgehungerte aus dem Kreis Mariampol (Marijampolė). Sie wurden aufgenommen und bekamen zu essen. Zwei Kinder sind ihnen unterwegs gestorben. Unsere Bemühungen, den Flüchtlingen d. h. Vertriebenen freie Reise zu bewirken, waren vergeblich. Sie wurden an ihren Bestimmungsort wie Verbrecher abgeführt. Es waren viele Kinder und Schwache darunter, auch scharlachkranke Kinder.

Am 17.4.1915 wollte ich nach Keidany zum Gottesdienst fahren. Der deutsche Vormarsch hinderte mich daran. Durch eine evangelische Schwester, die noch fahren konnte, ließ ich mir die silbernen Geräte nach hier bringen, was auch glücklicherweise gelang.

Ende April siedelte meine Frau mit dem kleinen Preußenkind auf mein Landgut Burblichki (Burbliškės) bei Podborse (Pamerionys) über. Der Besuch eines russischen Oberst, Baron Prittwitz und seiner Schwester,

den sie in einem Auto unternommen hatten, wurde der Kreispolizei als verdächtig gemeldet und hatte drei Haussuchungen zur Folge. Ähnliche Belästigungen erfolgten im Laufe des Sommers noch mehrmals. Ein roter Lampenschirm, ein Stacheldraht auf dem Zaun, beides hatten wir schon drei Jahre, wurden uns übel ausgelegt.

Am 17.5.1915 erschienen 80 Vertriebene aus Keidany (Kėdainiai). Es war der Teil meiner Gemeinde, der nach Vertreibung der Reichsdeutschen übriggeblieben war und sich nicht zum lettischen Volk gehörig ausgeben konnte. Da wurde auch mein Haus wieder voll.

Infolge des deutschen Vormarsches auf Riga begann die Befestigung Wilnas. Die Menschen wurden auf der Straße aufgegriffen und zwangsweise zur Arbeit getrieben. Für die Verpflegung der Arbeiter war nicht gesorgt. Einem Gemeindeglied von uns wurde nach dreiwöchentlicher Arbeit, als er um Lohn bat, geantwortet, das hätte er für das Vaterland geleistet. Die intelligente Klasse hielt sich versteckt oder kaufte sich los. Diese Befestigungen sind nie verteidigt worden, waren aber so gut angelegt, daß die Deutschen nach der Einnahme Wilnas sagten, aus solchen Schanzen hätten sie die Russen nicht herauschlagen können.

Am 19.7.1915 wurde ich telegraphisch von meinem Landgut, wohin ich mich eben zur kurzer Erholung begeben hatte, nach Wilna gerufen, um die im zweiten Miaßojedow-Prozeß verurteilten Evangelischen zu besuchen. Es waren die Herren Riegert, Baron Grotthus, Freinath und Frau Miaßojedow. Freinat war zu acht Jahren Zwangsarbeit in Ketten, die anderen zum Tode verurteilt worden.

Die Eindrücke, die ich im Gefängnis erhielt, waren schrecklich. Die Unterredung mit Grotthus und Riegert dauerten anderthalb Stunden. Dann versagten meine Kräfte. Am anderen Tage besuchte ich die beiden anderen Opfer einer üblen Justiz. Ein Abgrund von Elend tat sich mir auf. Ich erfuhr, daß nach Vollzug des Urteils an Miaßojedow und den Brüdern Salzberg der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ein neues Gesetz mit rückwirkender Kraft zu Wege gebracht hatte, nämlich daß das Urteil der Feldgerichte vom Staatsanwalt umgestoßen werden könne. Das wurde nun auf die in Warschau freigesprochenen Angeklagten angewandt und in einem neuen Prozeß, der in Wilna unter Verhöhnung aller Rechtsbegriffe geführt wurde, erfolgte die Verurteilung der Unschuldigen, bloß weil Nikolajewitsch Sündenböcke für seine Mißerfolge auf dem Kriegsschauplatz nötig hatte. Zu ihrer Rettung wurde alles

Denkbare in Bewegung gesetzt. In der Nacht vom 25. zum 26.7.1915 fand die Hinrichtung statt. Von den Evangelischen war es doch nur Riegert, der davon betroffen wurde, die anderen wurden zu Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt. Ich hatte der Exekution beizuwohnen. Riegert stand uns dadurch nahe, daß er zum Kirchenrat gehörte. Er ging wie ein Held in den Tod, nachdem er das heilige Abendmahl empfangen hatte.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war nach der schlaflos verbrachten Nacht sehr arbeitsreich. Den ganzen Tag über kamen Hilfesuchende, der Rest der in Wilna ansässigen Reichsdeutschen, die den Ausweisungsbe-
fehl bekommen hatten. Sie mußten mit Reisegeld und Empfehlungsschreiben nach Petersburg versehen werden. Am Abend ging ich zur Familie des Hingerichteten, um die letzten Grüße zu bestellen und Trost zu sprechen. Als ich mich endlich übermüdet zu Bett legte, konnte ich keine Ruhe finden. Als es Mitternacht schlug, hörte ich schwere Schritte die Treppe heraufkommen. Es waren Polizei und Geheimpolizei, die Hausdurchsuchungen vornahmen. Sie währte bis vier Uhr morgens und war mit der Absicht vorgenommen, deutschfreundliches oder sonst poli-
tisch Verdächtiges zu finden. Die Ursache war die: Das Kirchenkollegium und somit auch die Pastöre hatten den Befehl und auch die nötigen Freikarten zur Evakuation bekommen. Da es für Pastor Koch und mich keinen Sinn hatte, da auch der Ärmste der Teilgemeinde, der die Pastöre brauchte, zurückblieb, so begab ich mich zum Gouverneur und bat um Erlaubnis, daß wir bleiben dürfen. Er hatte nichts dagegen und bemerkte noch mit einem wehmütigen Lächeln, ich könnte sogar der Stadt nützlich sein, wenn die Deutschen kommen. Ich solle aber eine Eingabe an den Fürsten Tumanoff machen. Darauf veranlaßte dieser die peinliche Hausdurchsuchung. Sogar ein Neues Testament schien verdächtig, weil dort sich nicht die Worte fanden: "Von der Zensur erlaubt". Ein paar Tage später wurde ich zu dem Gendarmeriegeneral Gnojinski befohlen. Er holte ein Aktenbündel hervor, in welchem sich eine anonyme Verläumdungsklage von vier Folienseiten befand, in der mir allerlei böse Sachen, namentlich aber Gesinnungen nachgesagt waren. Gott gab mir Ruhe und Kraft, auf alles sachlich zu antworten. Ich faßte Vertrauen zu ihm, sprach offenherzig und wir schieden als gute Freunde. Zum Schluß sagte er noch: „Ich begreife doch nicht, daß einer aus Ihrer Gemeinde, denn nur ein solcher kann es gewesen sein, sich solch eine niedrige Tat konnte zu Schulden kommen lassen“. Ich glaube zu wissen, wer der Anonymus war, ein Mann, den ich mit seiner Frau und vier Kindern aus

bitterer Not gerettet hatte, an den ich später wegen groben Unfugs etwas Disziplin üben mußte.

Eine Antwort auf mein Gesuch hat Fürst Tumanoff nicht erteilt, er hatte auch keine Zeit, denn er mußte fort von hier. Alle Behörden, Banken und Schulen wurden um diese Zeit evakuiert, auch die Post hörte bald auf zu arbeiten. Am 31.8.1915 begann die Abnahme der Kirchenglocken in Wilna. Es herrschte große Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Katholische Frauen hielten Tag und Nacht die Kirchentüren besetzt und läuteten Sturm, sobald die Soldaten kamen. Dann drängte sich eine große Menschenmenge hinzu und ließ die Soldaten nicht heran. Der Bischofsvikar Michalkewicz hatte befohlen, sich der Gewalt zu fügen, wurde aber nicht gehört und sogar als Verräter beschimpft. Uns wurde auch angezeigt, daß die Glocken abgeliefert werden müssen, schließlich hat man sie aber doch nicht genommen, ohne daß wir wissen warum. Die Glocke der Stadtkirche steht bis heute, die beiden Friehtofsglocken haben die Deutschen genommen.

Wir merkten jetzt, daß der Krieg näherkam. Lange Flüchtlingszüge, Wagen mit Kindern und Sachen bepackt, Kühe, Schafe, Schweine im Gefolge passierten die Stadt, auch Truppen in trauriger Verfassung aus Grodno und Kowno. Zweimal hatten wir nächtlichen Zeppelinbesuch, wobei schwere Bomben abgeworfen wurden. Aeroplane kamen täglich, überflogen in großer Höhe die Stadt und wurden vergeblich beschossen. Die Flüchtlinge erzählen von Brandstiftungen der Kosaken. Der Krieg kam gerade in die Erntearbeiten hinein und die Aussichten waren ohnedies schlecht. Auf den Bahnhöfen unglaublicher Zustand, das Umzugsgut liegt bergehoch.

Am 14. 8. 1915 kam Nikolai Nikolajewitsch in Wilna an. Es hat ihn aber niemand zu sehen bekommen. Mit ihm kam frisches Militär und viel schwere Artillerie, wie man sagt, aus dem gefallenem Brest Litowsk. Er machte gewaltige Anstrengungen nach Norden durchzuberechnen, um der in Kurland operierenden Armee in den Rücken zu fallen. Fünf Tage dauerte die Schlacht. Das evangelische Feldlazarett, dessen eine Hälfte nach Orscha geschickt war, hatte sich unter Dr. Schiemann in zwei fliegende Kolonnen verwandelt und war so ziemlich die einzige ärztliche Hilfe im Felde. Durch des unermüdlichen Doktors Hände waren in diesen Tagen 3.000 Verwundete gegangen, Semionower und Gardeschützen. Trotz ungeheurer Opfer war der Durchbruch mißlungen. Der Doktor kehrte mit seiner Kolonne zurück. Wo die andere geblieben war,

wußte er nicht. Meine Tochter wurde aus dem Lazarett entlassen, da wir uns in der bevorstehenden kritischen Zeit nicht trennen mochten und wir verabschiedeten uns vom Doktor und den übrigen Ärzten und Schwestern des evangelischen Feldlazaretts, die sich die ganze Zeit treu zu unserer Kirche gehalten hatten. In der Stadt herrschte nervöse Stimmung, nicht wegen der Deutschen, sondern aus Furcht vor den Kosaken und der Plünderung. Es hieß sogar, Wilna solle den Feinden nur als ein Schutthaufen überlassen werden.

Am 29.8. 1915, sechs Tage vor der Einnahme Wilnas, fand die letzte Haussuchung statt. Es wurde mit der Blendlaterne unter alle Betten und in alle Winkel des altertümlichen Pastorats geguckt. Von uns gingen sie das ganze Kirchengelände ab und waren erst um halb zwei nachts fertig. Dieses Mal suchten sie, glaube ich, Spione oder Deserteure. Dieser qualvolle Zustand, beständig ein Damoklesschwert über sich hängen zu wissen, sollte zum Glück nicht mehr lange dauern. In den ersten Septembertagen zog der Kanonendonner von Südwesten bis Nordosten um Wilna herum, sogar die Bahn nach Minsk war abgeschnitten. Jeden Abend sah man in der Richtung nach Westen und Norden am Abendhimmel Feuerschein. Er bezeichnete den Rückzug der Russen. Am 5. 9. 1915 um elf Uhr abends wurde die Feuerwehr alarmiert. Sie fuhr in südliche Richtung und mit ihr verschwand die Polizei, die uns 13 Monate lang geplagt hatte. Man fühlte sich erleichtert und erlöst. Die Feuerwehr kehrte bald zurück, aber die Polizei blieb fort.

Um halb vier morgens wurden wir durch heftige Detonationen geweckt. Es waren die Sprengungen der abziehenden Russen. Die Eisenbahnbrücke über die Waka, die Wilijabrücken, der Tunnel, die Wassertürme usw. Durch die Straßen sah man regellose Massen, ohne Offiziere, vielfach ohne Waffen ziehen. Viele verkrochen sich hin und her auf den Höfen und in den Häusern, müde, hoffnungslos, geschlagen. Immer neue Haufen, auch Artillerie, in Sturm und Regen, so zogen sie dahin und mit ihnen zog die alte Zeit dahin und eine neue unbekannte zog herauf. In diesen Stunden wußte jeder die Größe des Augenblickes, die Nähe des Gottes, von dem der Psalmist sagt: "Gott ist ein rechter Richter und ein Gott, der täglich dräuet (Ps.7.12)" konnte ihn spüren und demütig werden vor ihm.

Während noch einzelne Sprengungen die Häuser erzittern machten, kam der Kirchendiener und meldete: Die Deutschen kommen! Wir eilten an die Wilijabrücke. Sie stand noch, die Sprengung war ungenügend gewe-

sen. Ein Offizier mit zehn Mann zog in die Stadt ein. Etwas später kam eine Offizierspatrouille und wurde vom polnischen Magistrat ehrerbietig empfangen. Dann strömten Truppenmassen von Westen und Norden herbei und nahmen nach kurzer Rast die Verfolgung des weichenden Feindes auf.

Die Bevölkerung bewunderte die Sieger und überschüttete sie mit Blumen. Die militärische Leistung war glänzend, aber gleich die erste politische zeigte, wo des Deutschen Achillesferse liegt. Der Brigadekommandeur Graf Pfeil erlies eine Bekanntmachung, in welcher er nach Bekanntgabe der Besetzung der Stadt diese als schönste Perle in der Krone Polens pries, die Polen eine befreundete Nation nannte und mit dem begeisterten Ausruf schloß: Gott schütze Polen! Es hätte stattdessen lauten sollen: Gott schütze uns vor den Polen!

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich wollte wissen, wie es mit dem Zarengebet zu halten sei, suchte an den Grafen Pfeil oder seinen Vertreter heranzukommen. Es gelang mir nicht und ich ließ daher den Gottesdienst ausfallen. Das Gebet für den Sieg der russischen Waffen zu halten, ging nicht mehr und es ohne Befehl auslassen, war nicht geraten, da man sich vor Spionen in Acht nehmen mußte, die im Falle der Rückkehr der Russen Anzeige erstattet hätten. Einige Tage später erschien als Gouverneur Exzellenz Wegner und ordnete die Sache.

Mit größter Energie arbeiteten die Deutschen an der Wiederherstellung der Eisenbahnbrücken und des Tunnels, doch dauerte es drei Wochen, ehe die Verbindung hergestellt war. Die Keidaner warteten das nicht ab, sondern machten sich teils zu Fuß auf den Weg, teils kauften sie sich für billiges Geld Pferd und Wagen, luden ihre Habseligkeiten darauf und stemmten mit der Schulter dagegen. So ging es der Heimat zu, wo sie leider alles ausgeplündert vorfanden. Von den einrückenden und durchziehenden Deutschen haben wir in dieser Zeit vielen und interessanten Besuch gehabt. Man merkte doch den großen Unterschied zwischen den Russen und den Deutschen. Enttäuschungen hat es freilich auch gegeben. Der deutsche Soldat war damals schon recht demoralisiert. Im Stehlen tat er es dem Russen gleich. Ich erwartete, daß der Militärpfarrer dagegen einschreiten würde, aber man sagte mir, so etwas sei unmöglich. Das ließen die militärischen Befehlshaber nicht zu. Die Hauptaufgabe der Prediger sei, den Leuten den Mut zu heben. Es gab sehr schöne Predigten in unserer Kirche zu hören, aber es war auch viel Siegesposaunen dabei. "Wir können stolz sein auf unser deutsches Volk" usw.

Bei solchen Tönen konnte einem bange werden. Eine andere Enttäuschung bestand in den harten Kriegsgesetzen und den Einschränkungen und Plackereien, denen man ausgesetzt war.

Unter dem 13.10.1915 schreibt meine Frau: „Heute war der Besuch des Oberkommandierenden der 10. Armee, Generaloberst von Eichhorn, angesagt worden, der mit einer Suite sieben katholische und vier russische Kirchen und unsere Kirche besuchte. Um 12 Uhr mittags kamen fünf Autos vorgefahren, vor dem Portal kamen die beiden Pastöre entgegen und geleiteten ihn unter den Klängen einer herrlichen Bachschen Fuge in die Kirche. Die Pastöre betraten den Altar und segneten die Gäste. Darauf gab ihnen mein Mann die Erklärung unserer hübsch aufgebauten Altertümer und Urkunden. Die Herren machten einen abgespannten Eindruck. Wahrscheinlich hatte sie der Besuch der Kirchen doch recht ermüdet.“

In Anerkennung dieses feierlichen Empfangs wurden Pastor Koch und ich am folgenden Sonntag von Exzellenz von Eichhorn zum Mittagessen eingeladen, das recht einfach war und animiert verlief. Es waren vierzig Herren anwesend, von der katholischen Geistlichkeit niemand. Am Abend war, wie es öfters geschah, eine Anzahl Feldprediger im Pastorat versammelt. Es fiel die Bemerkung, am Sonntag sei unser Pastorat Pastorensammelstelle.

Die Lebensmittelknappheit machte sich damals recht bemerkbar. Nachdem die Polen und Juden, die als Angestellte der Stadtverwaltung näher an der Quelle saßen, schon längst billige Brotkarten für die Armen bekommen hatten, kamen wir deswegen ein und kriegten eine Anzahl blauer Karten, mit denen man für 5 Kopeken Brot kaufen konnte. Sie wurden von den Armen begierig aufgenommen.

Am 20.10.1915 wurde in einem sehr schönen Lokal in der Georgenstraße das große Soldatenheim eingeweiht, an dessen Herrichtung besonders meine Frau viel mitgearbeitet hatte. Die beiden Pastorenhäuser waren zur Einweihung eingeladen. Pastor Humburg aus Eberfeld besorgte die Einrichtung aus Heimen der christlichen Studentenvereinigung an den verschiedenen Orten der Front und der Etappe. Die örtliche Leitung hatte Pfarrer Kieser, beides treffliche Männer. Letzterer hatte sich in kurzer Zeit völlig überarbeitet und mußte sich versetzen lassen. Bei der Einweihung redeten Exzellenz von Alten, der spätere Gouverneur von Wilna, dann Libau und Riga, und Pfarrer Humburg. Einige vaterländische Lieder wurden mit Klavierbegleitung gesungen.

Am 31.10.1915 wurde der neue Militärfriedhof im Walde von Sakret eingeweiht. Die Feier, zu der ich eingeladen war, war mit der Beerdigung zweier gefallener Soldaten verbunden. Der Friedhof ist wunderbar schön gelegen und geschmackvoll angelegt, einer der schönsten im ganzen Gebiet.

Am 3.11.1915 fuhr ich dank besonderer Protektion mit der nur für Militär bestimmten Bahn nach Keidany, um dort das Reformationsfest zu feiern. Ich war sehr überrascht, eine volle Kirche zu finden. Die Gemeinde der Rückwanderer war nur klein, aber es waren 80 deutsche Soldaten erschienen. Ein Bläserchor verschönte die Feier. "Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Wie freudig war das Herz in jener Stunde bewegt! Drei Jahre später lag alle Hoffnung in Scherben.

Der Besuch des Gouverneurs Exzellenz Wegner und des Kommandanten von Wilna, Oberstleutnant von Treskow, zum Abendbrot hatte die angenehme Folge, daß auf militärischen Befehl das Pastorat elektrische Beleuchtung bekam. Das Glück wurde damals Privatpersonen nicht zu Teil, weil die Kraftanlage zu klein war.

Am 13.11.1915 überraschte uns Oberleutnant Kück, der im August 1914 hier im Gefängnis saß und dessen Frau und Kind bei uns Aufnahme gefunden hatte. Ihm und seinem Leidensgefährten waren in Wologda für je 360 Rubel drei Krankheiten ärztlich angedichtet worden und dann wurden sie ausgetauscht und kamen über Schweden nach Deutschland, wo sie sofort in das Heer eintraten. Herr Kück kam mit seiner Division nach Wilna und als er im Lukischki-Gefängnis seine Zelle abfotografierte, saß da gerade ein russischer Oberst drin, der spionageverdächtig war. Ich hatte damals im Gefängnis den Dolmetscher gespielt. Da hatte ich den Oberleutnant hinter Gittern gesehen. Zuweilen konnte man denken, daß Leben sei ein wilder Traum. Das Leben, das sich in dieser ganzen Zeit im Pastorat abspielte, nennt meine Frau ein Kaleidoskop.

Die Menge der täglichen und interessanten Besucher kann hier nicht aufgezählt werden. Wilna war in dieser Hinsicht ein besonders günstig gelegener Punkt. Offiziere, Geistliche, Gelehrte, alles kam nach Wilna, nicht zu vergessen die Krankenschwestern, unter denen auch so manche das Pastorat aufsuchten, um sich in einem deutschen Hause etwas an die Heimat erinnern zu lassen. In diesen Tagen verbrachte ich einen Abend im Stabe des Generalleutnants von Jakobi, eines hervorragend und allseitig gebildeten Mannes, der Lehrer und Begleiter des Kaisers gewesen ist.

Traurig war in jener Zeit nur die Lage unserer Armen, denn die deutsche Fürsorge klappte nicht richtig. Der Bürgermeister Pohl war auch nicht der rechte Mann und was ich gar nicht begreifen konnte war, daß man die Flüchtlinge nicht schneller in die Heimat beförderte. Die Reiseerlaubnis machte unendliche Scherereien und meine Bescheinigungen galten nichts, wenn nicht der betreffende Gendarm feststellte, daß die Familie wirklich dort beheimatet sei, wo sie hinwollte. Die äußerste Not, die daraus folgte, konnte nur durch die Hilfe gelindert werden, welche uns von unseren zahlreichen Bekannten zufloß.

Am 28.11.1915, zum erstenmal seit die Kirche steht, sind Fürstlichkeiten im Gottesdienst, nämlich der Großherzog von Mecklenburg und Prinz Oskar von Preußen, der hier im AOK als Oberst dient.

Am 9.12.1915 erschien zum ersten Mal in Wilna eine deutsche Zeitung. Es war die Zeitung der 10. Armee. Auch ich mußte manchen Beitrag liefern, namentlich in Bezug auf das Deutschtum in Litauen usw. Die Zeitung hat sich im Laufe der drei Jahre ihres Bestandes stets freundlich zu unserer Kirche gestellt und uns manche Hilfe erwiesen.

Am 11.12.1915 schreibt meine Frau im Tagebuch: „Der Kaiser kommt. Auf unserem Kirchhof ist ein reges Leben, der Hof wird von russischen Gefangenen gesäubert, alles aufgestapelte Holz wird fortgeschafft, Teppiche werden gebracht, die Musikkapelle probt, die Wache patrouilliert vor unserm Haus und unsere Herzen schlagen höher. Die Kirche ist wunderschön geschmückt und eine Tannenallee führt von der Straße bis zur Kirche. Bei einbrechender Dunkelheit war alles zum Empfang bereit, auch die Stadt war geschmückt und hatte an einigen Plätzen Ehrenpforten errichtet. Am Sonntagmorgen um 7 Uhr kam Graf Schwerin und überzeugte sich, ob alles in Ordnung sei. Der Friedhofsgärtner Freudenberg war noch damit beschäftigt, den Torbogen vom Kirchturm mit einem großen W und der Kaiserkrone aus Lorbeer zu schmücken auf dem Hintergrund einer deutschen Fahne. Bald darauf rückten die Truppen heran, die auf der Straße Spalier bildeten und die Abteilungen, die zum Gottesdienst in der Kirche abgeordnet waren. Um 8 Uhr 40 wurde der Kaiser erwartet! Der erste Besuch sollte unserer Kirche gelten [. . .] In den beiden Logen, die seit alter Zeit den beiden Predigern gehören, hatten die Familien der wenigen noch übriggebliebenen Kirchenräte Platz genommen. Die Empore über dem Eingang, etwa 30 Plätze, war für die Damen und Schwestern der Heime und Lazarette bestimmt. Die beiden Pastöre nahmen ihre Plätze unter dem Torbogen des Turmes ein,

durch den es zur Kirchentüre geht. Das bekannte Gebrumme in der Luft ließ uns nach oben schauen, wo ein Flugzeug mit Flaggen geschmückt zur Begrüßung des obersten Kriegsherrn uns in der Richtung zum Bahnhof überflog. Bald darauf erschien ein Radfahrer und meldete: S.M. ist auf dem Bahnhof angelangt und wird bald erscheinen. Er brachte einen kleinen Zettel des Grafen Schwerin, mein Mann solle sich bereithalten, S.M. auf den Schloßberg zu führen [...] Gleich nach 9 Uhr wurde das Signal gegeben, die Glocke zu läuten. Und dann kam der Kaiser! Mit raschen elastischen Schritten, in Feldgrau, unter dem Helm den Kopfschützer, die salutierenden Mannschaften freundlich grüßend kam er auf die Pastöre zu: "Guten Morgen, meine Herren Pfarrer, ich denke, es werden jetzt bessere Zeiten für Sie kommen!" und damit reichte er den Pastoren die Hand. Mein Mann antwortete: "Gott gebe es, Majestät! Der Herr behüte Ew. Majestät Eingang und Ausgang." Darauf der Kaiser: "Ich danke, bitte treten Sie ein." Begleitet von den Pastoren betrat der Kaiser die Kirche. Alles war aufgestanden, die Kerzen brannten, der Kaiser setzte sich auf seinen Sessel, sah nur einmal auf und herüber zur Orgel, dann verrichtete er sein stilles Gebet. Das Gefolge begab sich auf die bereitgehaltenen Plätze. Wo ist Hindenburg? Diese Frage bewegte wohl in diesem Augenblick alle Herzen. Endlich kam auch er. [...] Wir erkannten ihn an den Bildern, die man gleich nach der Einnahme Wilnas in allen Schaufenstern sehen konnte. Mit Ehrfurcht blickten wir zu der stattlichen Erscheinung auf, in welcher dieser Mann an uns vorüberging, der sich dem größten Feldherrn aller Zeiten würdig an die Seite stellte. Die Orgel intonierte "Herr Jesu Christ, die zu uns wend ... ", mit fester wohltonender Stimme hielt Pfarrer Korf die Eingangsliturgie. Als das Hauptlied gesungen wurde „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“ mußte sich mein Mann fertig machen für die Autofahrt zu dem Paradeplatz, dem sogenannten Tjelijatnik, zwischen der Villa Rennenkampff und der katholischen Kathedrale. Die Predigt hielt Pastor Palmer aus Frankfurt am Main. Der Kaiser, den die schöne warme Predigt sehr erbaut hatte, richtete nach dem Gottesdienst gnädige warme Worte an den Pfarrer, in denen er seine Ansicht aussprach über die Messias Hoffnungen Johannes des Täufers und dann auf die Gegenwart übergehend die Haltung Englands charakterisierte. Über Frankreich brauche man sich nicht zu wundern, dort sei das Volk schon lange irreligiös, aber die Engländer sollen doch Christen sein und können den Weg zum Frieden nicht finden. Hier bewahrheitet sich das Wort: „Wen Gott verderben will, den verblendet er zuerst“. Das ganze

Volk befinde sich im Banne einer Advokatenklique. „Ich möchte daher den Krieg den Advokatenkrieg nennen“. Ich war gleich nach der Predigt mit Frau Pastor Koch und mit meinen Kindern hinausgegangen, wo wir unter dem Torbogen S.M. erwarteten. Als der Kaiser aus der Kirchentür trat, überreichte ihm meine Tochter Martha ihren bescheidenen Strauß aus matt rosa Chrysantemen mit einem tiefen Knix. Sehr freundlich lächelnd nahm der Kaiser den Strauß entgegen und fragte, ob sie die Tochter des Geistlichen sei. Dann bemerkte er uns und da ich am nächsten stand, kam er grüßend auf mich zu, reichte mir mit der Frage „Frau Pastorin?“ die Hand und sagte noch freundlich grüßend: „Sie haben hier ein schönes friedliches Fleckchen“. Unterdessen war mein Mann vom Freiherr Stolzenberg in dessen Auto zum Paradeplatz gebracht worden und hatte seinen Standort bei der Villa Rennenkampff eingenommen. Hier hatte er am 5.8.1914 bei den russischen Oberkommandierenden von Rennenkampff, der zu unserer Gemeinde gehörte und ihn sehr zuvorkommend empfieng, um die Erlaubnis nachgesucht, für die aus Kowno und den Grenzgebieten ausgewiesenen hilf- und mittellosen Deutschen Sorge tragen zu dürfen. Welch eine Wendung! Unter dem Hurra der Bevölkerung kam der Kaiser angefahren und nahm die Parade ab. [...] Dann wandte er sich dem Schloßberg zu. Als er auf die Anwesenheit meines Mannes aufmerksam gemacht war, ermunterte er ihn mit Worten: „Nun erzählen Sie mal, Herr Pfarrer, was ist dieses hier?“ [...] „Haben Sie in Wilna schon einen Zoologischen?“ „Noch nicht Majestät, den erwarten wir von der Zukunft“. „Na, den müssen Sie bekommen, und da stecken wir dann die Russen hinein.“ Mein Mann erzählte dann von Wilnas Vergangenheit, indem er an das anknüpfte, was sich bei dem herrlichen Rundblick vom Schloßberg dem Auge darbot. Auch erwähnte er die alten Beziehungen Litauens zu den Hohenzollern, besonders in der Reformationszeit. Über unsere Kirche äußerte er, sie hätte ihm gut gefallen, doch paßten die Kronleuchten nicht hinein, da sie gotisch seien, während die Kirche im Barock gehalten ist. Es ist bemerkenswert, daß das dem Kaiser bei dem einen Blick aufgefallen ist, den er auf das Kirchenschiff geworfen hat. Beim Abstieg hörte sich der Kaiser noch an, was sich in Wilna im Jahre 1812 zugetragen hatte. Die ganze Unterredung hatte etwa 3/4 Stunde gedauert. Dann verabschiedete sich der Kaiser mit Händedruck und wandte sich der Abteilung zu, welche zum Empfang der Auszeichnungen aufgestellt war. Der Besuch in Wilna war von dem schönsten Kaiserwetter begleitet, denen sich gute Nachrichten vom bulgarischen Kriegsschauplatz zugesellten.“

Ende derselben Woche kam in Begleitung des Etappenpfarrers Prella Geheimrat Altmann, besichtigte die Räume der Kirchenschule, fand sie ungenügend und erweckte große Hoffnungen auf eine deutsche Schule, die sich zu einem Gymnasium entwickeln sollte.

Am 22.12.1915 waren wir zu einer Abendgesellschaft zum Gouverneur Wegner geladen. Nach dem Tee tat sich die Tür zum kleinen Saal auf. Dort brannte ein Weihnachtsbaum und ein Streichquartett spielte sehr schöne Weihnachtslieder, welche von der ganzen Gesellschaft mitgesungen wurden. Zum Abschied überreichte Exzellenz Wegner meiner Frau 40 Mark für unsere Armen zu Weihnachten. Auch aus dem Soldatenheim, dessen Einrichtung wir mitgeholfen hatten, und von den Militärpredigern bekamen wir dankenswerte Beiträge für die Bescherung der Armen. In Folge der großen Menge von Truppen, Lazaretten, Heime usw. konnten die Militärfarrer nicht überall herumkommen und so mußte auch ich aushelfen und zwar im Königsberger Heim und bei den Schutzleuten, die ihren Raum in der Kirchenschule hatten. Zu diesem Weihnachtsfest bekam unsere Kirche ein sehr wertvolles Geschenk, einen herrlichen großen persischen Teppich und zwar von einer Russin, einer Baronin Delwig, die vor kurzem ihren Mann verloren hatte und nach ihrer Übersiedlung in die Stadt fleißig den Friedhof und unsere Kirche besuchte.

Da die Mittel unserer Kirche zu Ende waren, die Wohnungsmieten nur noch spärlich einliefen, das Budget mit einem Fehlbetrag von 2000 Rubel abschloß und ich richtig voraussah, daß die Gehälter den Kirchenbeamten mangelhaft werde ausgezahlt werden, brachte ich meine Familie auf mein kleines Landgut Bublischki, das mir bis zum Spätherbst 1918 geholfen hat, den Lebensunterhalt zu beschaffen. In all dieser Zeit war meine Frau mehr auf dem Lande als in der Stadt, was mir nicht nur bedauerlich war, sondern auch die Amtstätigkeit erschwerte. Doch mußte es ertragen werden, weil es eben nicht anders ging.

1916:

Der Anfang des Jahres 1916 ist dadurch charakterisiert, daß wir anfangen, unzufrieden mit den Deutschen zu werden und ungeduldig. Der Abtransport der von den Russen verschleppten Deutschen wird unglaublich nachlässig, wenn nicht sogar übelwollend betrieben. Es klappte nicht recht. Die Versorgung unserer Armen, besonders des Armen- und

Waisenhauses machte uns die größten Schwierigkeiten. Die Kirche hat kein Geld, und während die Stadt beträchtliche Einnahmen aus dem Handelsmonopol erzielt, auch eine ganze Menge Geld für die Polen ausgibt, geraten wir in Verzweiflung. Auch die Schulangelegenheit, die mit großen Tönen angefangen wurde, geht nicht vorwärts. Beim Stadtschulrat wird ein Schulvorstand gegründet, zu dessen Mitglied ich ernannt werde, aber niemand weiß, wozu der da ist. Er hat nichts zu raten. Die Korruption nimmt bedeutenden Umfang an, besonders im Paßbüro, aber auch in den anderen Behörden. Es ist unendlich vieles verboten, die Juden machen es aber doch, weil sie verstehen, mit den Deutschen umzugehen. Die Deutschen russischer Untertanerschaft werden mit größtem Mißtrauen betrachtet. Man wird wieder an die russischen Zeiten erinnert.

Am 23.3.1916 erhielt ich einen Konsistorialbefehl, durch welchen ich zum stellvertretenden Probst des Wilnaer Probstbezirkes ernannt wurde. Ich sollte mich äußern, ob ich den Auftrag annehme. Ich habe es getan und dabei, wie mir scheint, das Vertrauen meiner Amtsbrüder genossen, obgleich ich ja nicht von ihnen dazu erwählt war. Ich bin aber meines Entschlusses nicht recht froh geworden und sehe zu Anfang 1919, daß meine Bemühungen, in Litauen Kirche und Schule sicher zu stellen, schließlich durch die Weltereignisse zunichtegemacht sind.

Am 23.3.1916 wurde mit einer kirchlichen Feier, an der Bürgermeister Pohl und Schulrat Te Gude teilnahmen, die Kirchenschule eröffnet. Ich hielt dazu einen Vortrag über die Geschichte der Schule seit dem 16. Jahrhundert. Leiterin war das sehr tüchtige Fräulein Winkler. Einige Tage später trat Herr Eschke, der aus der Armee abkommandiert war, an. Er wohnte bei mir, erhielt seine Verpflegung teils bei mir, teils beim Bürgermeister. Er war ein tüchtiger Lehrer, hielt aber die Disziplin noch mit den alten Mitteln aufrecht, was sich namentlich das zarte Geschlecht nicht gefallen lassen wollte.

Meine Fahrten nach Keidany und in den Probstbezirk wurden mir dadurch sehr erleichtert, daß die Freikarte, die ich schon zur Russenzeit genossen hatte, mir von der Militär-Eisenbahndirektion 5 erneuert wurde. Ein evangelischer Assessor hatte es mir erst verweigert, sein katholischer Vorgesetzter hatte es dann doch gebilligt. Das machte auf mich einen sonderbaren Eindruck.

Am 15.4.1916 erschien in Wilna der kurländische Generalsuperintendent mit Geheimrat Altmann, dem Chef der Abteilung Kirche und Schu-

le bei dem OberOst (Oberbefehlshaber Ost), Geheimrat Rendtorff und Superintendent Cordes aus dem Vorstand der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig. Bei Besichtigung der Schule erregte Herr Altmann heftig Anstoß, so daß Frä. Winkler weinte und ich mich ärgerte und Altmann eine Zurechtweisung von Rendtorff bekam. Im Übrigen war der Besuch lieb und angenehm und stellte eine erwünschte Hilfe für unsere Nöte in Aussicht.

Am Sonntag Rogate hatte unsere Kirche einen großen Tag: Der Berliner Oberhofprediger Dryander war im Auftrag des Kaisers erschienen, um die Truppen zu besuchen, ihnen Gottesdienste zu halten und die Grüße der Heimat zu bringen. Der Gottesdienst in Wilna fand statt nicht in der zur evangelischen Garnisonskirche umgestalteten russischen Nikolaiakathedrale (jetzt Kasimirkirche), sondern in unserer. Sie war überfüllt. Exzellenz von Eichhorn, Prinz Oskar, das ganze AOK, Abordnungen aller Truppenteile und viele Schwestern waren gekommen. Der Gottesdienst war feierlich und schön. Nachher kamen die in Wilna anwesenden Militärgeistlichen und machten Ihrer Exzellenz ihre Reverenz in der Sakristei. Am Nachmittag bekamen wir von der Kommandantur ein Auto. Wir fuhren mit Exzellenz durch ganz Wilna bis nach Antokol zur wunderbaren Peter-Paul-Kirche, besichtigten die Sehenswürdigkeiten und endeten bei der alten jüdischen Synagoge in der Deutschen Straße. Letztere interessierte Exzellenz besonders und erinnerte ihn mit dem ganzen Straßenbild an Jerusalem. Zum Abend waren wir zu Exzellenz von Eichhorn eingeladen. Hier wurden wir dem Prinzen Oskar und dem Fürsten von Hohenzollern, dem Bruder des schätzbaren Königs von Rumänien, vorgestellt. Bei der Tafel hatte ich einen sehr schönen Platz, neben Exzellenz Dryander. Nach dem Essen wurde sehr schöne Musik gemacht.

Am folgenden Tage besuchte der Großherzog von Mecklenburg unsere Kirche, derselbe, der nachher ein unrühmliches Ende durch Selbstmord gefunden hat.

Um diese Zeit trat ein Wechsel in der Verwaltung ein. An Stelle des persönlich liebenswürdigen, aber den Polen sehr zugetanen Herrn von Beckerrat wurde Graf York von Wartenburg Chef der Verwaltung. Er war den Polen weniger angenehm, aber erträglich, da er Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle war. Das war zwar sein Nachfolger Fürst Ysenburg erst recht, aber er hatte es etwas zu grob gemacht, denn er hatte gesagt, er wolle die Polen an die Wand drücken, daß sie quietschen. Für

uns bedeutete der Wechsel nichts. Der Graf erklärte mir gleich bei der Vorstellung, er könne nicht viel für die evangelische Kirche tun. Aber er tat auch das Wenige nicht, das er tun konnte. Das Interesse für die Deutschen im Lande war noch nicht erwacht.

Ende Juni wurde der erste deutsche Lehrer Eschke plötzlich abgesetzt und an seine Stelle trat Oberleutnant Stieber aus Halle, der auch Latein unterrichten konnte. Damit war eine Bitte von mir erfüllt worden und es fanden sich auch wirklich gleich eine Menge Kinder, die den Lateinunterricht mitmachten.

Am 27.6.1916 hatten Kirche und Schule abermals Besuch: Exzellenz Kämpff und die Herren Dome und Paaschke vom deutschen Reichstag. Sie machten sogar eine Probelektion mit.

Das obrigkeitliche Interesse des Geheimrates Altmann hatte außer meiner Ernennung zum Probst noch die andere Folge, daß Probst Dobbert aus Kowno in der Person des sehr tüchtigen Pastor Steinweg, Leiter des 1. Soldatenheims OberOst, einen Adjutanten bekam. Er war über beide Ereignisse wenig erbaut. Ich fuhr daher zu ihm und suchte ihn zu trösten. Vielleicht ist es auch gelungen. Zum 13.8.1916 fuhr ich nochmals hin und habe als einziger Amtsbruder mit ihm sein goldenes Amtsjubiläum gefeiert. Es war ein stilles etwas wehmütiges Fest. Die Gegenwart erschien im Vergleich mit der Vergangenheit recht trübe, das wirtschaftliche Leben, welches einst dem evangelischen Deutschtum so günstig gewesen war, lag völlig am Boden, und die politische Zukunft war in Dunkel gehüllt.

Ende August kam ich ein wenig in Gefahr auf einer Amtsreise nach Roossieny (Raseiniai). Ich war von der Keidanier Kommandantur gewarnt worden, die Fahrt zu machen, da eine starke Bande in Eiragola ihr Unwesen treibt. Ich fuhr dennoch und nächtigte in Gialowo (Gėluva) bei Herrn Bischoff, dessen Gut gerade zu einem Überfall ausersehen sein sollte. Am Abend traf eine deutsche Patrouille ein, gab auch einige Schüsse ab, aber sonst passierte nichts.

In den letzten Augusttagen wurde mit verschiedenen militärischen Stellen, Pastor Korff und Graf Schwerin Beratungen geführt über ein Gartenfest zu wohlthätigem Zweck. Von unserer Seite haben Herr und Frau Wähler das Meiste geschafft. Das Königsberger Soldatenheim hatte einen Blumenpavillon, das Halberstätter ein Kaffeezelt für Offiziere, das große Soldatenheim eins für die Mannschaften und das Allstädter ein

Sektzelt errichtet. Die Schriftleitung der Armeezeitung 10 hatte ein Glücksrad aufgestellt, zu welchem künstlerische Gewinne aus München gespendet waren. Für die Mannschaften und für die Jugend war eine Kletterstange aufgerichtet. Frau Wähler hatte das zierliche Eselsgespann ihrer Kinder zu einem entzückend schönen Blumenwagen umgewandelt. Ihre kleine Tochter kutscherte, zwei reizende Kinder aus Holstein saßen darin und zwei junge Mädchen (M. Wöhler und M. Tittelbach) verkauften die Blumen, die auch guten Absatz fanden. Der Oberbefehlshaber, der Gouverneur, zahlreiche Offiziere und Mannschaften, auch Vertreter der polnischen Gesellschaft besuchten das Fest, das für Wilna immerhin ein Ereignis war. Es schloß um 7 Uhr abends. Danach ging es im Theater des botanischen Gartens das Sommertheater weiter, zu dem viele dablieben. Der Ertrag ergab einen Reingewinn von 3000 Mark.

Am 10.9.1916 besuchten die Prinzen Oskar und August Wilhelm unsere Kirche und ließen sich die schönen Altertümer zeigen.

Die folgende Zeit brachte viel Scherereien mit sich wegen der Einrichtung von der von uns projektierten Arbeitsstuben zur Bekämpfung des Arbeitsmangels in der deutschen Gemeinde. Als es endlich soweit war, daß wir anfangen konnten, fanden wir plötzlich und gewissermaßen hinterrücks die Räume der russischen Handwerksschule in der Subotschstraße vom Bürgermeister Dr. Eichler besetzt, der fast nur Juden und Polen eingestellt hatte. Nur ein deutsches Mädchen arbeitete dort in der Korbflechtereie. Viele Monate später gelang es mir erst, meine Gemeindeglieder dort hineinzubringen. Polnische Damen hatten das Ohr des Bürgermeisters und dieser wurde mir gegenüber direkt unangenehm.

Am 19.10.1916 hatten wir abermals Fürstenbesuch, es war der Fürst von Lippe-Detmold. Nach Besichtigung der Kirche und der Verleihung von Orden an lippische Soldaten begleitete ich seine Durchlaucht auf den Schloßberg, gewissermaßen als vereidigter Fremdenführer. Zum Glück hatte der Fürst noch einen Orden nachbehalten und den schenkte er mir. Die Aufmerksamkeit, die er meinen leeren Knopflöchern geschenkt hatte, hat mich wirklich sehr erfreut.

Bald darauf kommt der König Friedrich August von Sachsen nach Wilna. Vor Besichtigung der Kirche, für welche ich die Privilegien Augusts des Starken und August des III. in den Vordergrund gerückt hatte, wurde mir gesagt, die Erläuterungen hätten kurz zu sein. Das war insofern ein schlechter Dienst dem König, als der Eindruck entstand, als wäre er

reichlich stumpf. Er drang freilich nicht tief ein, fragte aber doch, ob die Russen die Privilegien gehalten hätten.

Ein Besuch von Vertretern der Presse, denen später noch weitere folgten, wirkte schon etwas ermüdend und hat nicht mehr den Reiz der Neuheit.

Die Stadt hat die Arbeitsstube einem tüchtigen Kaufmann, Herrn Dinklage, unterstellt und man muß gestehen, daß Großes geleistet ist. Eine Menge Arbeiten aus Holz usw., entworfen von den Malern der Zeitung der 10. Armee und der Wilnaer Zeitung, Buhe und Hendrick, wurden angefertigt und in Deutschland abgesetzt. In Wilna war eine ständige Ausstellung eröffnet, die dem Publikum noch dadurch reizvoller gemacht war, daß ein Buffet mit Bier vorhanden war und dazu ein Streichquartett mit Klavier spielte. Auch das vorzügliche Soloquartett Gelbe aus Leipzig war für längere Zeit engagiert.

Der Garnisonspfarrer Korff, der sich überhaupt der Zivilgemeinde annahm, interessierte sich auch für evangelische Kriegsgefangene und richtete es ein, daß diese zum Gottesdienst gebracht wurden, den ich in drei Sprachen hielt, lettisch und russisch für die Letten und Esten, und deutsch.

Von den mannigfachen Vorträgen im großen Soldatenheim hatte auch die Zivilgemeinde Vorteile. Pastor Hoffmann von der rheinischen Missionsgesellschaft predigte in unserer Kirche, Professor Dr. Weber hielt Vorträge aus der Kunstgeschichte, zu denen die Gebildeten aus der Gemeinde geladen waren. Derselbe hat sich auch damit beschäftigt, die Kunstdenkmäler Wilnas zu erforschen, worüber er ein Buch verfaßte, das von der Armeezeitung hübsch ausgestattet worden ist und zwei Auflagen erlebt hat.

Die Adventszeit brachte unserer Kirche ein schönes Weihnachtsgeschenk: Die Anlage der elektrischen Beleuchtung. Die Sache kam so: Ihre Exzellenz, Frau von Eichhorn, die in Wilna ein Offizierserholungsheim leitet und eine sehr fromme Dame ist, wünschte, daß für das Militär und die Zivilgemeinde Lichtbilder mit Begleitung von Orgel, Chor und Sologesang vorgeführt werden. Der Wunsch galt als Befehl. Dazu war wenigstens auf dem Orgelchor elektrische Beleuchtung und im Schiff ein Kontakt nötig. Das wurde militärischerseits gemacht. Es hieß, wir sollten die Sache weiter ausbauen lassen, damit uns das Kabel usw. nicht eines schönen Tages fortgenommen werde. Wir veranstalteten eine

Subscription und es kam eine Summe von 400 Mark zusammen. Damit konnte die Anlage im Mittelraum, am Altar und in der Sakristei bestritten werden.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfest veranstaltete Frau Wöhler eine Lotterie in den Räumen der Ausstellung der Arbeitsstuben. Sie dauerte mehrere Tage, wurde recht gut besucht, namentlich vom Militär, und gab einen Reingewinn von 1200 Mark.

Die Bevölkerung Wilnas wurde in dieser Zeit durch zwei Ereignisse aufgeregt. Erstens war es das von General von Beseler unterzeichnete Manifest über das Königreich Polen, - oh wäre es doch unterblieben, ich gäbe ein Königreich dafür -, welches die hiesigen Polen veranlaßte rot-weiße Schleifen zu tragen um zu zeigen, wir sind auch noch da und gehören mit dazu. Zweitens war es eine Verfügung des Wilnaer Stadthauptmanns, wonach die ganze männliche Bevölkerung von 17-60 Jahren sich zur Arbeit stellen soll. Wer zu schwerer Arbeit unbrauchbar ist, kann sich mit 600 Mark loskaufen. Die ganze Bevölkerung war empört und mit Recht. Ich beteiligte mich auch an einer Bittschrift um Abwendung des Übels, was mir sehr übel genommen wurde. Damals konnte man für ein ganz geringes Entgelt Arbeiter ohne Zahl bekommen, wenn man ihnen nur zu essen gab. Der Zwang war nicht nötig und mit 40 oder 50 tausend Mark konnte man viel Unbeliebtheit vermeiden. Das haben die Deutschen leider nicht verstanden.

Am 14.12.1916 kamen sieben gelehrte Theologen hier an, um mit etwa 100 evangelischen Pastoren der Nordarmee einen dreitägigen Kursus zu halten. Es waren Seeberg, Uckeley, Deissmann, Füllkrug, Mahling, Wilke und Strauß. In den Räumen der neuen Realschule, damals Etappeninspektion, war die Aula dazu hergerichtet. Es wurden Vorträge gehalten, an die sich Diskussionen anschlossen. Ich war auch eingeladen und habe recht viel Anregung erfahren. Die Tätigkeit der Professoren begann damit, daß sie die Sehenswürdigkeiten Wilnas in Augenschein nahmen, wozu ich natürlich als Führer dienen mußte. Zum Schluß hielt Professor Uckeley einen Abendgottesdienst. Daran schloß sich die Feier des heiligen Abendmahls an. Auch Seeberg kommunizierte, nachdem er die Abendmahlsrede gehalten hatte. Ich reichte ihm das Abendmahl und hielt die Schlußliturgie. Einen Abend verbrachten die Herren in meinem Pastorat. Wir hatten ihnen unsere Kirchenschätze ausgestellt, die sie würdigten.

In den leerstehenden Räumen der Kirchenschule - diese war von der Verwaltung in die Hafestraße 5 verlegt worden - wurde unsere Sackflickerei eröffnet. Das war der einzige Betrieb, den wir selbst in die Hand nehmen konnten. Gegen 20 arme deutsche Frauen fanden dort Beschäftigung und Verdienst. Wir arbeiteten für die Stadt und für die Etappeninspektion. Der Verdienst war allerdings gering, denn die Deutschen zahlten nur 6 Pf pro Sack, gleichviel ob das Loch groß oder klein war. Den Zwirn bekamen wir geliefert, aber daran fehlte es sehr und daher stockte die Arbeit zuweilen. Die Fabrikantenwitwe Frau Lehmann hatte die Leitung und bekam dafür 1 Pf. pro Sack und freie Wohnung von der Kirche. Sie bewährte sich gut, verstand es auch durch Beschaffung billiger Lebensmittel von der Stadt, den Arbeiterinnen die Arbeit etwas lohnender zu machen. Allmählich wurden die Säcke immer schlechter, so daß eine Frau nicht mehr als 10 - 15 am Tag flicken konnte. Dann endlich übernahm die Stadt das ganze Geschäft und führte es in die Arbeitsstuben über. Die Frauen konnten nun normal verdienen.

1917:

Im Januar 1917 schrieb meine Frau: „An der Brotausgabe stehen die Menschen von 4 Uhr morgens an. Um 8 Uhr wird die Bäckerei geöffnet und dann kann nur der kleinste Teil befriedigt werden. Unsere Magd hat schon vier Morgen vergeblich gestanden. Was machen die armen Menschen ohne Brot und ohne Kartoffeln. [...] Mein Mann war gestern in Kowno. OberOst lehnte die Besoldung der Pastöre ab, es stehen uns schwere Zeiten bevor. Gott wolle uns helfen! Seit gestern haben wir strengen Frost. Zum Hunger kommt nun auch der Frost! Das Bild auf der Straße wird immer schrecklicher; der Bettel nimmt überhand; einige Male habe ich schon Menschen bewußtlos liegen gesehen; die schnelle Hilfe mußte sie fortschaffen; kleine Kinder, in Lumpen barfuß, gekleidet, schreien nach Brot. Fünf Tage wurde keines ausgegeben. Uns hat das Allensteiner Soldatenheim gerettet, aber die vielen Armen! Es ist eine schreckliche Zeit, wie wird sie enden. [...] In dieser Zeit besuchten wir außer anderen eine arme gefallene Seele, die in einem ungeheizten feuchten Keller an der Schwindsucht zu Grunde ging. Wenn man dieses Elend sah, so wurde einem ganz elend zu Mute. Nur so viel gelang, sie zum Sterben in eine bessere Umgebung zu bringen und das Kind für eine mäßige Zahlung in gute Hände zu geben. Hier, wie auch sonst, hat

Frau Regent rührend geholfen. Es gibt noch Christen, die es in der Tat und Wahrheit sind.“

Am 7.2.1917 feierte ich mein silbernes Amtsjubiläum. Um 7 Uhr morgens wurde ich von meiner lieben Frau, Pastor Koch und Organist von Kymmell und Frau mit dem Choral begrüßt: "Bis hierher hat Gott mich gebracht". Dann traten wir in mein Schreibzimmer an den Hausaltar und Pastor Koch sprach herzliche Worte über mich, die in ein Gebet und Segen ausklangen. Von meinen Kindern war nur das kleine Pflegekindchen da, die eigenen alle in weiter Ferne, die älteste bei ihren zukünftigen Schwiegereltern in Düsseldorf, die zweite als Schwester in Keidany, mein Sohn auf dem Gymnasium in Göttingen. Zum Schluß sangen wir "Lobe den Herren" und dann setzten wir uns an den festlich mit Blumen geschmückten Kaffeetisch. Nach einer Stunde schon brach ich auf, um nach Mitau zu meiner lieben Mutter zu fahren und ihren Segen zu holen. Ich kam aber nur bis Koschedraï (Kaišiadorys), konnte nicht weiter und war um 6 Uhr abends wieder daheim.

Am 10.2.1917 haben Frau Regent und meine Frau beschlossen, für die jungen Mädchen in der Gemeinde einen Jungfrauenverein zu gründen zum Zwecke gemeinsamer Glaubensstärkung und um für arme Kinder Kleidungsstücke zu nähen. Da wir keine Mittel haben, wollen wir uns alte Sachen erbitten, die wir dann verarbeiten.

Am 13.2.1917 schreibt meine Frau: „Heute Abend sollen die jungen Mädchen zu mir kommen. [...] Schwester Hedwig aus dem Soldaten-Übernachtungsheim habe ich für die Sache interessiert. Sie hat in Berlin einen Jungfrauenverein geleitet und hat versprochen, unsere Abende manchmal zu besuchen. Bei ihr habe ich für den heutigen Abend Weißbrot kaufen können. Frau Regent gibt Tee und Sacharin, so können wir den jungen Mädchen doch auch etwas vorsetzen. Am folgenden Tage waren 38 junge Mädchen gekommen, sie paßten kaum in das Zimmer. Es schien ihnen zu gefallen und ich hoffe, daß ein Teil von ihnen versteht, was wir wollen und uns treu bleibt. Im weiteren Verlauf haben verschiedene Schwestern, deutsche Pastöre und Soldaten, deren Talent Frau Hegent ausfindig gemacht hat, an den Abenden des Jungfrauenvereins mitgewirkt. Die Stadtverwaltung gab trotz der Lebensmittelknappheit Weizenmehl zur Bewirtung, wovon der Rest noch bis in die Zeit der Bolschewiken reichte.“

Am 26.2.1917 kam ich mit sehr guten Eindrücken von Keidany zurück. Dort war vom Kreishauptmann Dryander, einen Neffen des Oberhofpre-

digers, die deutsche Schule in Gang gebracht worden. Lehrerin war allerdings eine Russin, die aber als Kind in unserem Hause aufgewachsen ist und sehr gut deutsch spricht, auch dem evangelischen Glauben zugetan ist. Die Gemeindeversammlung beschloß, aus Kirchenmitteln in den Räumen des Kantorats ein Schülerheim für die im Kreise zerstreut lebenden Lutheraner zu unterhalten. Wir hatten aber nur das Verdienst, es ins Leben gerufen zu haben, denn 14 Tage später hatte es der gute Kreishauptmann schon in seine Verwaltung genommen und stattete es auf Kreiskosten reichlich aus. Auf seinen Wunsch, mehr noch auf meinen eigenen, besorgte ich ihm aus dem großen Soldatenheim durch den freundlichen Pastor Humburg eine deutsche Schwester als Leiterin. Die ersten beiden blieben nur kurze Zeit, die dritte Schwester Martha war die rechte am Platze und hat das Heim in die Höhe gebracht.

Anfang Mai 1917 wurden wir von einer Maßregel betroffen, die uns recht hart und ungerechtfertigt vorkam: Alle Schulen wurden wegen der Seuchengefahr (Fleckfieber) geschlossen, mit Ausnahme des polnischen Gymnasiums. Dieses unterstand der Militärverwaltung direkt und da hat der Stadtarzt nichts zu sagen. Da war also die Krankheit ungefährlich. Unsere Schule war so gut im Gange, Herr Basimir, Seminarlehrer aus Johannisburg, hat sich ausgezeichnet bewährt und die Schule nahezu zu einer Musterschule gemacht.

Nun war mit der evangelischen Schule alles wieder in Frage gestellt. Es war nur gut, daß es gelang, einen Teil der Kinder, 55 an der Zahl, mit Herrn Stieber an der Spitze nach Keidany zu bringen. Wir haben das der Stadtverwaltung, an deren Spitze Hauptmann Pauly stand, und dem Entgegenkommen des Kreishauptmanns Rittmeister Dryander in Keidany zu danken. Die Kinder wurden in dem leerstehenden Gut des früheren russischen Ministers Pokrowski untergebracht, beschäftigten sich viel mit Spiel und Gesang usw. im Freien, arbeiteten etwas im Garten, suchten Pilze und wurden ein klein wenig unterrichtet, um nicht ganz herauszukommen. Sie blieben bis Ende Oktober dort und kamen prächtig erholt zurück. Die Eltern waren zum Teil so töricht darüber zu jammern, ja es verbreitet sich die Furcht, die Kinder kämen nie wieder, sie würden für eine Art Zwangsarbeit erzogen und nach Deutschland gebracht. Mir wurde der Vorwurf gemacht, ich hätte es mit einer Art Gewalt gemacht. Das einzige Bedauerliche war, daß der Schulunterricht erst spät wieder beginnen konnte und Herr Basimir uns bald darauf ver-

ließ, um als Kreisschulinspektor nach Poniewesch (Panevėžys) zu gehen.

Weiter schreibt meine Frau in ihr Tagebuch: „Am Himmelfahrtstag, am 17.5.1917 haben wir in aller Stille unsere Silberhochzeit gefeiert. Unsere Tochter Hilda hat alles getan, um uns den Tag so schön und feierlich zu gestalten wie nur irgend möglich. [...] Wir verbrachten den Tag auf unserem Landgut. [...] Wie viel Liebe und Freundschaft hat Gott uns erleben lassen! Gewiß haben wir auch manche Enttäuschung, manches Schwere erfahren müssen, aber auch dafür haben wir nur zu danken, es ist uns heilsam gewesen. Wieviel Freude durften wir an unseren Kindern erleben Ein wirklich glückliches Los hat uns der Herr beschieden. "Lobe den Herrn meine Seele". Mit dem Mittagszug kamen ganz überraschend Frau Wühler, Frau von Kymmel und Frau Riegert nebst Kindern. Sie überbrachten uns im Namen der Wilnaer Gemeinde die herzlichsten Glückwünsche und schenkten uns einen hübschen Kasten, enthaltend 12 silberne Eßlöffel und 12 silberne Teelöffel. [...] Mit unseren Gästen verlebten wir einen schönen Nachmittag und genossen in vollen Zügen die im ersten frühlinggrün schimmernde Natur. Der Jungfrauenverein erfreute uns durch einen sehr freundlichen Glückwunsch, dem ein reizendes Batistkleid für unser Pflegekind beigegefügt war, das die jungen Mädchen genäht hatten. Leider fehlten uns unsere beiden jüngeren Kinder. Dann fuhren wir zusammen nach Wilna, Pastor Koch segnete uns ein und wir empfingen mit unserem Kinde zusammen das heilige Abendmahl.“

In diesen Tagen machten wir die Bekanntschaft von Frieda Schanz. Sie kam aus Kurland, trug in den Heimen ihre Dichtungen vor und sammelte neue Eindrücke, wozu sich Wilna gut eignete. Ich habe natürlich das Führeramt übernommen und habe selbst davon viel Genuß gehabt.

Im Sommer 1917 wurden fast alle Straßenbettler aus Wilna in das Lager Pohulanka, nahe von meinem Gut geschafft und dort gepflegt. Das war ein guter Schritt vorwärts auf dem Weg der Besserung in der Verpflegung der städtischen Bevölkerung. Trotzdem die Hitze ungewöhnlich groß war und die Ernteaussichten nicht günstig waren, besserte sich die Lage der Stadt zusehends. Ein großes Verdienst hatte daran der Stadthauptmann Pauly. Namentlich haben wir es ihm zu danken, daß vom März an unsere Wohltätigkeitsanstalt, das Armen- und Waisenhaus, ganz von der Stadt übernommen wurde. Das war auch dringend nötig, denn unsere Finanzen standen sehr schlecht. Früher trugen die Kirchen-

häuser 27.000 Rubel jährlich Miete ein, jetzt nur noch 13.000 Mark. Die Ausgaben aber für die Häuser, die natürlich eingeschränkt wurden, waren viel zu teuer. Die Pastöre blieben ohne Gehalt. Mir half damals die Nebeneinnahme von Keidany und das kleine Landgut sowie die Freifahrkarte auf der Eisenbahn.

Ende August begab ich mich zum Konfirmandenunterricht nach Keidany, erkrankte dort an einer Blinddarmentzündung, habe als Rekonvaleszent im Lehnstuhl sitzend die Kinder unterrichtet. Der Gang zur Kirche waren die ersten Schritte, die ich nach der Krankheit machte. Die Sache ist zum Glück ohne Operation abgegangen. Zwei Wochen später bekam ich einen leichten Ruhranfall, der mich fast an einer sehr wertvollen Reise nach Leipzig gehindert hätte. In dieser Zeit hatten die Wilnaer Militärprediger bei mir eine Beratung wegen der Feier des Reformationsfestes, welches nun zum 400sten Male wiederkehrte. Es wurde beschlossen, drei Wochen vor und drei Wochen nach dem Fest je am Mittwoch einen Gottesdienst zu halten, in welchen das Werk der Reformation nach seinen verschiedenen Seiten beleuchtet werden sollte. Zur Verschönerung der Feiern sollte ein Soldatenquartett geistliche Lieder vortragen. Die Reiseteilnehmer waren die Pastoren Hansen, Palmer, Dr. Schmidt, Krenke und ich. Mein Thema lautete: Die Reformation in Litauen. In den ersten Oktobertagen lag ich, wie erwähnt, an der Ruhr darnieder und wollte schon nach Leipzig telegraphieren, daß ich verhindert sei zu kommen, fühlte aber doch im letzten Augenblick, daß es besser wird. Ich habe die herrliche Reise gemacht und unvergeßliche Eindrücke heimgebracht. Es handelte sich um die Einladung des Geheimrats Prof. Rendtorff zur Feier der Jahresversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung, welche dieses Mal mit dem Reformationsjubiläum verbunden war. Ich sollte in geschlossener und öffentlicher Sitzung über die evangelische Kirche in Litauen vortragen. Der Verlauf der festlichen Versammlung ist an anderem Orte beschrieben worden. Ich erwähne nur, daß es auch mir eine besondere Freude war, einen engeren Landsmann dort kennen zu lernen, den stellvertretenden Generalsuperintendent von Livland, Pastor Poelchau, der aus dem eben eroberten Riga kam und daher besondere Aufmerksamkeit erregte. Auch für Litauen war die Teilnahme gut.

Von den Schönheiten der Stadt konnte ich nur das Notwendigste besichtigen. Ich mußte nach Hause eilen, denn zum 16. 10. 1917 hatte ich die Wilnaer Diözesansynode zu mir eingeladen. Auch der kurländische

Generalsuperintendent hatte sein Erscheinen zugesagt. Die Synode war schwach besucht. Einige Mitglieder waren noch nicht zurück aus Rußland, mehrere Pfarreien sind vakant und die Pastore von Minsk, Mohilew, Witebsk hatten trotz deutscher Besetzung keine Verbindung mit Wilna. Doch freuten sich die Teilnehmer alle an dem brüderlichen Zusammensein, das sie so lange entbehrt hatten. Es muß hervorgehoben werden, daß die Militärverwaltung Litauen, namentlich in der Person des Hauptmanns Kügler und des Dezenten für Kirche und Schule in dankenswerter Weise für das Zustandekommen und die Verpflegung der Pastöre gesorgt hatte. Diese beiden Herren haben innerhalb des Rahmens, den die paritätischen Rücksichten gezogen haben, außerordentlich viel für die evangelische Kirche und die deutsche Schule und somit für die Entwicklung des Deutschtums überhaupt getan, sind mir auch persönlich zugetan gewesen, was mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben wird. Zur Synode war auch Geheimrat Altmann, Leiter der Kulturabteilung OberOst aus Kowno, herübergekommen und wohnte dem Eröffnungsgottesdienst und den Sitzungen bei. Zur Hauptmahlzeit hatten wir zwanzig Personen, darunter die Vertreter der Gemeinde zu Tisch.

Außer in Leipzig und in Wilna habe ich noch in Keidany und in Rossieny (Raseiniai) das Reformationsfest gefeiert. Überall war es ein wirkliches Fest, an jedem Ort anders und überall mit Liebe vorbereitet und gut besucht. Kurz vor Weihnachten erlitt unsere Gemeinde einen schweren Verlust. Unser verehrter Dr. Frohwein, ein wahrer Wohltäter der Menschheit, einer der treuesten und edelsten, wurde nach kurzem Krankenlager vom Fleckfieber dahingerafft. Als Kirchenrat, im Jünglingsverein, als Freund und Berater hat er in seiner stillen, bescheidenen Art viel Segen gestiftet. Im Andenken an ihn fallen mir die Worte des 12. Psalms ein: „Hilf Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern“.

Am 23.12.1917 fand die Weihnachtsbescherung der Armen statt. Frau Wöhler hatte von der Verwaltung ungeheuer viel bekommen, so daß zur Verteilung kamen: Schwarzbrot, Weißbrot, Graupen, Grütze, Roggenmehl und Kerzen. Die Freude der Armen war groß, denn eine so reiche Bescherung hatten sie nicht erwartet. Die Kinder hatten eine feierliche Bescherung in der Schule am Nachmittag. Sogar ein Baum erstrahlte. Ich hielt eine Ansprache und die Kinder sagten Gedichte auf. Dann ging es an die Verteilung. Dann gab es noch eine Feier im Jungfrauenverein,

die Frau Regent ausgerichtet hatte. Die jungen Mädchen bekamen Kuchen, ein Büchlein, einen Spruch und ein Säckchen mit Süßigkeiten. Ein deutscher Soldat trug sehr hübsche Gedichte vor und dazwischen wurden Weihnachtslieder gesungen. Zum Schluß kam meine Ansprache.

In dieser Weihnachtszeit fing man an, etwas hoffnungsfreudiger in die Zukunft zu blicken, da in Rußland der Zusammenbruch erfolgt war und man annehmen konnte, daß nach dem Ausscheiden der russischen Hilfe die Entente nachgiebiger werden würde. Ich fing an, bei den Behörden Wünsche über die Regelung der kirchlichen Verhältnisse Litauens zu äußern. Graf Waldersee, General beim Stabe OberOst empfing mich sehr zuvorkommend und betraute mich mit der Aufstellung eines Vorschlages für die Bedürfnisse der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit Litauen für 1918. Die Bearbeitung dieser Eingabe durch das kurländische Konsistorium und die deutschen Behörden dauerte recht lange. Schließlich war das Resultat aber doch günstig. Die evangelisch-lutherische Kirche Litauens bekam 57.000 Mark Bedürfniszuschuß. Leider ist ein Teil des Geldes nicht mehr zur Auszahlung gelangt. Ich hatte das Geld für 1918 erbeten, das Konsistorium aber hatte einen Verteilungsplan aufgestellt, wonach es bis zum Mai 1919 langen sollte. Da nun die deutschen Behörden Weihnachten 1918 abzogen, blieb die Rate vom Jahr 1919 unbezahlt.

1918:

Der Januar 1918 und Anfang Februar waren mit den Vorbereitungen zu einem Familienfest erfüllt. Am 11.2.1918 fand in unserer Kirche die Trauung unserer Tochter Hilda mit dem Leutnant d. R. Werner Poensgen statt. Die Eltern unseres lieben Schwiegersohns waren aus Düsseldorf herübergekommen nebst der einzigen Schwester, Frau Frese, und verbrachten vier Tage bei uns in Wilna. Bei der Beschaffung von Lebensmitteln zur Ausrichtung der Hochzeit sind uns viele liebe Freunde behilflich gewesen, am meisten der Rittmeister Baron Prittwitz, Wirtschaftsbeirat aus Keidany. Die Kirche war von der Gärtnerei des Herrn Wöhler schön geschmückt und der Organist, Herr von Kymmel, gab sein Bestes her. Eine zahlreiche Gemeinde beteiligte sich und erschien nach der kirchlichen Feier im Pastorat zur Gratulation. Es machte geradezu den Eindruck eines Gemeindefestes. Aber auch viele deutsche Uniformen waren zu sehen, vor allen Dingen die Amtsbrüder aus dem Militär. Das Pastorat war durch die zahlreichen Spenden in ein Blumen-

haus verwandelt. Nach dem, was wir bisher von dem Leben unserer Tochter wissen, können wir mit Dank Gott sagen: Ihr Los ist aufs Lieblichste gefallen.

Im Februar 1918 wurde ich von Geheimrat Altmann aufgefordert, einen Antrag auf Neuordnung des Kirchenwesens in Litauen zu stellen. Offenbar gab die feste Stellung der Front im Westen und die neuen Erfolge gegen das bolschewistische Rußland der deutschen Politik das Recht, an eine Art Schutzherrschaft in Litauen zu denken und an der Zukunft dieses Landes zu arbeiten. Meine Eingabe verlangte Mittel zur Gründung neuer Pfarreien und Schulen, Tauroggen (Tauragė) usw., zur besseren Besoldung der Pastöre und Kantore, zur Versorgung der Predigerwitwen und Waisen, zur Errichtung von Schülerheimen für die weit von der Schule wohnenden Kinder usw. Da die Sache von OberOst ausgegangen war, wurde sie natürlich sehr wohlwollend behandelt. Auch der Wunsch nach einer kirchlichen Tagung, an der außer den Pastoren auch Laien aus den Gemeinden teilnehmen sollten, fand die behördliche Billigung, begegnete aber Einwendungen des Konsistoriums und ist daher nicht zur Ausführung gelangt. Im März wurde Altmann nach Berlin zurückversetzt. Hauptmann Schmidt hat dann mit nicht geringem Interesse aber größerer Vorsicht an der Sache gearbeitet und im November 1918, nach einer Sitzung im Militärgouvernement, als es schon entschieden war, daß die Deutschen nicht in Litauen bleiben, waren die Aussichten auf Sicherstellung der Kirche und Schule die besten. Da kam der Umsturz und fegte auch diese letzten Hoffnungen fort.

Unsere zweite Tochter Martha, welche im September 1917 bereits den Typhus durchgemacht hatte, bekam im März Fleckfieber. Das war ihr und unser Kriegstribut in dieser bösen Zeit. Sie war in ihrem Schwesterberuf angesteckt worden, hatte es gleich bemerkt und die betreffende Laus gefunden. Der Arzt machte sofort eine Schutzimpfung und diesem Umstand ist es zu verdanken, daß sie am Leben blieb. Schwer genug war die Krankheit ohnehin.

Im Frühjahr 1918 wurde in Wilna große Lager für Rückwanderer aus Rußland eingerichtet, wo sie die Quarantäne durchzumachen hatten ehe sie weiterfahren durften. Es handelte sich um Menschen, die die Russen 1914/15 nach Osten verschickt hatten. Es kamen unzählige, teils Deutsche, teils Bewohner der besetzten Gebiete, auch viele Gemeindeglieder meiner verschiedenen Gemeinden. Ein großer Teil der damals Verschickten ist in Rußland verstorben. Auch die Mütter der von uns im

Winter 1914/15 aufgenommenen Kinder kehrten wieder, hielten sich aber nicht in Wilna auf, sondern fuhren aus ihrem Lager in Novo-Wileisk direkt in die ostpreußische Heimat. Unter den Rückwanderern befand sich auch der Präsident meines Kirchenkollegiums Jäger und die Mitglieder des Kollegiums Dietz, Lukas und Lier. Alles floh aus dem völkerbeglückenden bolschewistischen Rußland. Ein Teil der Rückwanderer fand Stellung bei den deutschen Behörden, andere warteten ruhig oder mit Ungeduld auf bessere Zeiten, welche ihnen die Rückkehr nach Rußland ermöglichen sollte.

Für freie Betätigung war die Zeit der Kriegswirtschaft nicht geeignet. So kam es, daß viele sich enttäuscht fühlten, weil sie meinten, unter den Deutschen müßte es besser sein zu leben. Für die Armen unter ihnen hat die deutsche Verwaltung gut gesorgt. Herr Wöhler hatte mehrmals größere Summen zu ihrer Unterstützung bekommen. Wenn sie zu mir kamen, so schickte ich sie mit einem empfehlenden Zettel zur Abt. 3 (zentrale Armenfürsorge) und dort bekamen sie eine Anweisung an Herrn Wöhler. Die Zahl der freien Brotkarten wurde bedeutend erhöht. Die Stellenvermittlung übernahm im Militärgouvernement Abt.C 2, Hauptmann Kügler, außerdem die zentrale Polizei, Leutnant Mielert.

Aus den Erzählungen der verschleppten Reichsdeutschen ging hervor, daß sie nach Überwindung der ersten bösen Zeiten regelmäßig Hilfe von Deutschland durch die schwedische Gesandtschaft bekommen haben. Das war ihre Rettung. Der russische Staat hat nichts getan. Unter den Rückwanderern befanden sich auch Russen, von denen einige bei mir Hilfe und Rat suchten. Es war nicht leicht sie unterzubringen, da sie meist zu wenig deutsch verstanden, um Stellen zu bekleiden. Doch in einigen Fällen gelang es. Ich bat, den rückgekehrten Priestern, die sich in einer sehr üblen Lage befanden, Gehälter durch den Staat auszuzahlen. Die Sache wurde wohlwollend behandelt und bewilligt, aber sie kam nur kurze Zeit zur Geltung, da die deutschen Behörden bald darauf abzogen.

Als der deutsche Zusammenbruch offenbar geworden war, und die Politik mit Litauen gegenstandslos geworden war, hielten die Polen es für zeitgemäß, von der Kathedrale aus eine Demonstration in Szene zu setzen. Sie sollte anzeigen, daß Litauen und Wilna zu Polen gehören. Die deutsche Polizei schritt ein und es kam zu einem kleinen Zusammenstoß. Doch die Gemüter beruhigten sich recht bald. Die deutschen Behörden wußten nicht recht, wem sie die Gewalt übergeben sollten. Es

geschah nichts, um eine geordnete Regierung zu schaffen, die auch die Macht in den Händen hat.

Am 28.10.1918 haben wir unser liebes Pflegekind hergeben müssen. Die Mütter der ostpreußischen Kinder bekamen die Reiserlaubnis nach hier und wollten ihre Kinder zurückhaben. Die Unterhandlungen ergaben, daß Pastor Koch und Herr von Kymmel die ihrigen behalten konnten, wir mußten unseres hergeben. Es war schmerzlich, aber ich mochte nicht überreden, weil unsere Lage sehr unsicher erschien und ich eine zu große Verantwortung auf mich geladen hätte.

Am 10.11.1918 erschien in einem Extrablatt der Wilnaer Zeitung die Ankündigung von der Übernahme der Gewalt durch den Soldatenrat. Automobile und Flieger mit roten Fahnen demonstrierten in Wilna. Ein Zug von einigen hundert Mann zog mit roten Fahnen vor die Villa Rennenkampff zu Exzellenz von Harbou. Dieser erkannte den Soldatenrat an und hielt eine schöne Rede, die ihm sogar ein Hoch einbrachte. Es sind aber sehr häßliche Sachen vorgekommen, Schändungen von Offizieren usw., die den Polen zum Gelächter dienten. Auf der Bahn hörte ich einmal wie ein Soldat sagte, wir hätten den Polen gar nicht zeigen sollen, was bei uns passiert, jetzt sind sie auf dem Lande aufsässig und wir haben alle Achtung verloren.

Die deutschen Soldaten fraternisierten mit den bolschewistischen Organisationen in Wilna und wollten eine kommunistische Regierung hinterlassen. Dementsprechend verkauften sie jedem, der es haben wollte, Gewehre und anderes Kriegsmaterial ohne auf die üblen Erfahrungen zu achten, welche von den Kameraden in Minsk usw. gemacht worden waren, wo die Soldaten mit eben diesen Waffen überfallen und umgebracht worden sind. Die letzte Zeit war ein Herr Zimmerle als Reichskommissar hier, hat mir auch mit lauem Interesse zugesagt, für das Deutschtum in Litauen etwas tun zu wollen, hat auch den Polen eine freundliche Rede gehalten, aber geschafft hat er nichts.

Am 20.11.1918 um drei Uhr nachmittags ist unser lieber, guter Pastor Koch nach kurzem Krankenlager sanft entschlafen. Wohl ihm! Ein schönes, glückliches Leben liegt hinter ihm. Meine Frau half der Pastorin Koch, ihm die letzten Dienste erweisen. Dann bahrten wir ihn im Saal auf und dahin begaben sich die Bekannten, um Abschied von ihrem lieben Seelsorger zu nehmen. Seine letzte Predigt hat er am Totenfest in aller Rüstigkeit und Frische gehalten, am Nachmittag schüttelte ihn das Fieber und fünf Tage später war er tot.

Der Rest des Jahres stand unter dem Zeichen des Abschiedsnehmens. Die Auflösung alles dessen, was die Deutschen hier eingerichtet hatten und was auch wert war, erhalten zu werden als Soldatenheime, Handwerksstuben, Ausstellungen, Theater, Industrieunternehmungen usw., alles wurde liquidiert und meist für ein Butterbrot an die Juden verkauft. Einiges erstand der deutsche Verein bzw. eine Ein- und Verkaufsgenossenschaft, bestehend aus Mitgliedern der deutschen Gesellschaft. Diese kauften auch zu treuen Händen den Pionierpark auf, hatten aber wenig Freude davon. Erst legten die Polen und nach deren Abzug die Bolschewiken Beschlag darauf.

Der Abzug der Deutschen aus Wilna ist ein ruhmloses Blatt in der Geschichte des deutschen Volkes. Es geschah völlig kopflos. Millionenwerte sind dadurch dem Deutschen Reiche verloren gegangen. Die Fabrikanlagen und die Vorräte konnten in aller Gemütsruhe fortgeschafft werden, wenn nur der Soldat noch ein bißchen Vernunft und Vaterlandsliebe gehabt hätte. Wahrlich, die sozialistische Wilnaer Zeitung bzw. - der Soldatenrat hatte Recht, wenn sie schrieb, der deutsche Soldat sei ein Schuft. Das bewies er auch dadurch, daß er eigenmächtig Staatseigentum verkaufte, ja sogar Verkauftes noch einmal an einem anderen Käufer verkaufte. Damals hörte man wohl den Schmerzenslaut: "Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein".

Ja, soweit ist es mit dem deutschen Volk gekommen, da sagt man sich, es ist ein Abgrund aufgedeckt worden, der deutlich zeigt, wohin die Religionsfeindlichkeit führen mußte und wie gerecht doch Gottes Gerichte sind.

Doch nun zu einem freundlicheren Bilde. Zu guter Letzt hatte ich noch eine rechte Freude. Der ständige Vertreter des Verwaltungschefs, Hauptmann von Gilsa, übergab mir den Rest einer Summe, welche für das hiesige Deutschtum ausgesetzt war, ein Betrag von 20.600 Mark zu meiner Verfügung. Leutnant Dietrich, der mir davon Mitteilung machte, meinte, ich solle eine Probst-Tittelbach-Stiftung machen, deren Zinsen ich bei meinen Lebzeiten selbst verteilen solle. Vorläufig liegt das Geld in der Darlehenskasse Ost. Meine endgültige Verfügung gedenke ich zu treffen, sobald sich die Verhältnisse geklärt haben und ich sehen werde, welchem guten Zweck es für die Dauer dienen kann. In Keidany und Poniewesch (Panevėžys) hatte ich ähnliche Freuden. Der Kreishauptmann Rittmeister von Dewitz in Ooniew hatte der Stadt 3.000 Mark geliehen mit der Bedingung, daß die Zinsen zu 5% gerechnet der deut-

schen Schule gegeben werden sollten. Diese Vereinbarung schien mir unsicher und als ich den keidanyer Kreishauptmann Rittmeister Dryander fand, daß er geneigt war, die gleiche Summe herzugeben, bat ich, das Geld der Berliner Gesellschaft zur Förderung des Deutschtums im Ausland anzuweisen mit der Bedingung, daß die Zinsen der deutschen Schule in Keidany ausgezahlt werden. Endlich ist zu erwähnen, daß die deutsche Schule in Wilna 3.000 Mark von der Verwaltung bekam, um sich fürs erste über Wasser zu halten. Um die Weihnachtszeit erhielt die deutsche Gemeinde verschiedene Bücherein, etwa 10.000 Bände sind dem deutschen Verein zugegangen, ein kleiner Rest meinem Pastorat. Der Verein denkt noch nicht daran, die Bücher zu ordnen, weil er sich nicht sicher fühlt in seinen Räumen. Bei mir ist die Ordnung schon geschehen und stehen die Bücher in einem schönen Schrank, den Frau Kämmerling mir persönlich geschenkt hat. Sehr dankenswert ist es anzuerkennen, was die Verwaltung sonst noch für die Gemeinde getan hat, als z.B. die reichen Vorräte, mit denen das Armen- und Waisenhaus ausgerüstet worden ist. Der Wert an Lebensmittel und Ausrüstungsgegenständen beläuft sich auf mindestens 12.000 Mark. Wir könnten damit die Anstalt einige Monate erhalten, wenn sie uns gelassen würde. Das große Soldatenheim überließ uns zu billigen Preisen Vorräte mit der Bestimmung, sie an diejenigen Familien abzugeben, die dem Heim zugehörig waren, während es hier bestand.

Recht wehmütig war der Abschied mit all' den guten Bekannten, die man in diesen 3 1/4 Jahren schätzen und lieben gelernt hatte, als da sind Pfr. Hansen, Pfr. Palmer, Herr Becker, der Leiter des großen Soldatenheims, Oberleutnant Gallasch, der Leiter der Pressestelle 4, der uns so oft mit seinem Telefon geholfen hatte, seine Gehilfen Häger, Leutnant Mielert, Leutnant von Wilpert, von Nathusius u. a.

Wir glauben nicht anderes, als daß die Polen nun unsere Herren sein werden. Man sah schon seit Monaten zahlreiche Legionäre auf den Straßen herumwimmeln. Während die Deutschen die Stadt verließen, gingen sie schon mit Gewehren herum. Sie hatten auch sicherlich die Absicht, die letzten Deutschen zu entwaffnen. An einem deutschen Offizier in der Pohulanka machten sie auch den Versuch. Fünf Mann gingen in seine Wohnung und verlangten die Auslieferung der Waffen. Er setzte sich zur Wehr, sein Bursche eilte zur Hilfe. Zwei Polen blieben tot, drei verwundet auf dem Platz liegen, leider starb auch der Offizier an seiner

Wunde. Wären die Polen nicht eine so unzuverlässige Gesellschaft, so hätte ja alles ganz anders und besser kommen können.

1919:

Die erste Zeit ihrer Herrschaft benutzten die Polen zum Kampf gegen den Bolschewismus. Sie umzingelten das Nest der Bolschewisten in der Krähenstraße und nahmen auch wirklich hundert Menschen oder mehr gefangen und erbeuteten Waffen und Schießmaterial. Dabei erschossen sich mehrere von den bolschewistischen Führern. Aber die Freude dauerte nur kurze Zeit, die russischen Bolschewisten waren im Anmarsch. Bereits in der Nacht zum 6.1.1919 hörte man eine heftige Schießerei in der Richtung östlich der Stadt und am 6.1. waren die Russen drin und die Polen verschwunden. Die abziehenden Polen sollen bei Landworo (Landvaris) in deutsch-russisches Kreuzfeuer gekommen sein.

Die folgenden Tage waren von Meetings, Umzügen und Bekanntmachungen erfüllt. Die Stimmung der Juden schien eine gehobene zu sein. Die reichsten unter ihnen, z.B. Westermann, und der Millionär Bunimowitsch hatten das Weite gesucht. Das Werbebüro für die Miliz war von Juden belagert. Auch in den Behörden wimmelte es von Juden, meist sehr unreifen Alters. Am 9.1.1919 war die ganze Stadt auf Befehl mit roten Fahnen geschmückt. Auf dem Cathedralplatz fand nach einer großen Prozession die Bestattung von acht Leichen, den Opfern der Revolution, statt. Den Bolschewiken war von Minsk her das Gerücht vorausgegangen, daß sie milder und gesitteter geworden seien. Das Betragen auf den Straßen ist nicht gerade anstößig zu nennen. Ihre Erscheinungen sind freilich recht wild und barbarisch. Wir erfuhren, daß alle Schulen, auch die deutschen, von der Stadt übernommen werden würden, was recht angenehm klang - bisher ist nur leider nichts daraus geworden - und daß die Angestellten, unter denen auch viele Deutsche sind, auf ihren Stellen bleiben sollen. Diese waren bei den Polen gefährdet. Da dachte man, am Ende sind die Bolschewiken doch besser als die Polen. Bedauerlich war nur für uns persönlich, daß man wie in einem Sack saß, von der Außenwelt abgeschnitten und ohne Nachricht von den Lieben in der übrigen Welt.

Am 9.1.1919 brachte ich wieder den Kindergottesdienst in Gang. Acht Helferinnen nehmen daran Teil und besuchen regelmäßig die Helfer-

stunde. Die Zahl der Kinder ist allerdings gering, 63, also die Hälfte von dem, was ich vor neun Jahren hatte.

Am 11.1.1919 ließ das Kirchenkollegium sich vom Deutschen Verein die Schule wieder zurückgeben, da ersichtlich geworden war, daß der Verein überhaupt zu nichts taugt. All die schönen Satzungen stehen nur auf dem Papier. Getan war gar nichts. Die Mitglieder wissen nur, daß sie 6 Mark Mitgliedsbeitrag zahlen. Bieten tut der Verein dafür nichts. Die Zeiten sind freilich ungünstig, aber so passiv brauchte man doch nicht zu sein. Das Kollegium hat seinerseits die Finanzierung durch die Stadt beantragt, aber vorläufig ist nichts dabei herausgekommen. Es war nur einmal ein jüdischer Abgesandter des Kommissars in der Schule und zog einige Erkundigungen ein, namentlich, ob Religionsunterricht erteilt werde, was sich mit den bolschewistischen Grundsätzen durchaus nicht verträgt. Ich habe mich, um doch etwas zu verdienen und mich nützlich zu machen, als Lehrer für Geschichte und Erdkunde anstellen lassen. Die Schule hat fünf Klassen. Ich gebe in den oberen vierzehn Stunden wöchentlich. Die Schule, welche von den Deutschen in die Hafensstraße verlegt worden war, befindet sich jetzt im Hause der Kirche Preobarschenska Str. 8, wo der vor 113 Jahren geschlossene Friedhof lag.

Am 15.1.1919 habe ich den Konfirmandenunterricht begonnen. Unter 26 Kindern befinden sich einige im vorgerückten Alter. Es sind Rückwanderer, die in Rußland die Gelegenheit nicht gehabt haben. Sie sind fast alle in jeder Art der Erkenntnis sehr zurück. Das Versäumte läßt sich nicht nachholen.

Am 19.1.1919 fand in Wilna eine große Trauerprozession statt. Sie galt den edlen Leidensgenossen Liebknecht und Rosa Luxemburg, die beide im Kampf für den Ruin Deutschlands umgekommen waren. Die Juden sind in der bolschewistischen Stadt noch völlig Herr der Situation.

Am 22.1.1919 kam ganz plötzlich die barbarische Seite des neuen Regimes zum Ausbruch. Um halb zwölf Uhr nachts machten die Bolschewisten, ein Beamter und sechs Soldaten, bei mir Haussuchung. Die Zeiten des alten Rußland waren zurückgekehrt, nur die Schattierung dunkler. Der Beamte erklärte gleich zu Anfang: "Sie sind verhaftet". Was das bedeutet, konnte ich mir denken, einen Aufenthalt in einem Läuse- und Wanzenloch bei rauer Behandlung und ohne Beköstigung. Nach anderthalb Stunden war die Durchsuchung beendet. Sie ergab nichts Belastendes und so brauchte ich auch zum Glück nicht ins Lukischkigefängnis zu wandern. Gott hat es gnädig gefügt. Schlimmer war es bei unserem

guten Herrn Wähler. Dort war ein ekelhafter Jude der Führer. Während der Untersuchung haben die Soldaten sich an den Vorräten gelabt, Wein getrunken, Karten gespielt und sich raubeinig betragen. Die 39.000 Rubel, die sie fanden, haben sie mitgenommen und Herrn Wähler vier Tage im Gefängnis gehalten. Sie taten hier wie überall so, als wenn sie die Volksfreunde wären, die das Land von Spekulanten säubern wollen. Das Vorhandensein von Geld war allemal der Beweis für Spekulation. Das Geld von Wähler gehörte nicht ihm, sondern der Fabrik von Possehl, und war von dem abziehenden Direktor für die Arbeiter hinterlegt, die auch schon eine Zahlung von Wähler empfangen hatten. Diese traten beim Kommissariat für ihn ein, aber vergeblich. Erst als er 10.000 Rubel Kautions hinterlegt hatte, kam er frei. Das Possehlsche Geld benutzen dann die Volksbeglucker selbst zur Spekulation, indem sie es den Arbeitern in Kerenskigeld auszahlten, welches im Kurse so viel niedriger steht, daß sie 14.000 Rubel dabei verdienen. Bald darauf fanden weitere Haussuchungen statt, bei denen unser lieber Herr Hegent um 28.000 Rubel geschwächt wurde.

Der Verdacht der Spekulation war der Vorwand, um Geld zu raffen. Es zeigte sich immer deutlicher, daß der Kommunismus und Bolschewismus nichts anderes sind als eine Raubwirtschaft. Und da hierbei das Terrain allmählich abgegrast wird, so hat der Bolschewismus den unwiderstehlichen Drang, sich immer weiter auszubreiten. Überall macht er sich durch die Reklame von der Herrschaft des Proletariats beliebt, und da Arbeitslosigkeit sein Gefolge ist, so nimmt er die brauchbare Mannschaft gleich in den Heeresdienst zur weiteren Ausbreitung der Volksbeglückung. Er stellt zwar eine gewaltige Menge Menschen an, aber es ist durchaus keine notwendige und produktive Arbeit, die in den Behörden geleistet wird. Ein ungeheurer Verwaltungsapparat und ein gewaltiges Heer zum Schutz und zur Leitung der Arbeit, aber die selbst ist minimal. Das ist das System, welches auf der Beraubung aller Besitzenden aufgebaut ist. Die Bevölkerung ist nicht klug genug, den Schaden zu erkennen, sie fühlt aber instinktiv, daß der Bolschewist nicht der richtige Volksfreund ist. Besonders erbittert ist das Volk gegen die Juden und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir ein Judenprogramm erleben, wenn die litauische bolschewistische Armee sich gebildet haben wird. Die Leute verlangen schon die Entwaffnung der Juden und ihre Entfernung aus dem Kommunaldienst.

Diese Richtung hängt, wie mir scheint, zusammen mit der Tätigkeit des Jesuitenpaters Muckermann, der hier als deutscher Militärprediger angestellt war und freiwillig hier blieb. Er hatte in kurzer Zeit die polnische Sprache erlernt, hatte gleich nach Räumung der Kasimirkirche seitens der evangelischen Gemeinde diese frühere Jesuiten-, spätere russische, Kathedrale besetzt und hielt hier Gottesdienste, welche großen Zulauf fanden. Er organisierte die polnischen Arbeiter, aber in antibolschewistischem Sinne, ohne jedoch gänzlich auf die natürlichen Instinkte der Massen zu verzichten. Die Bolschewisten waren darauf aufmerksam geworden, belagerten ihn nebst 3.000 Gläubigen in der Kirche, nahmen ihn fest und haben ihn nach Smolensk geschleppt, wo sie ihn wahrscheinlich verschwinden lassen werden, wenn er überhaupt bis dahin kommt. Uns berührte diese Sache noch insofern, als in diesem Zusammenhang Dieter Foelsch, seine Frau und sein Schwager verhaftet wurden. Muckermann hatte in dessen Wohnung, die der evangelischen Kirche gehört, drei Zimmer eingenommen. Die Polizei fand bei der obligaten Haussuchung Leinwandtaschen, angeblich Patronentaschen. Diese waren der deutschen Gemeinde nebst vielen anderen Sachen zur Weihnachtsbescherung der Armen gegeben worden. Sie waren jedoch zum Teil verschmätzt worden, und Foelsch hatte einige als Dielenlappen für die Schule zum Säubern der Tafel zurückbehalten. Das war Grund genug, den Armen festzunehmen. Frau Wähler, das Kirchenkollegium, der Lehrerverband und ich haben Fürsprache für ihn eingelegt, bisher ohne Erfolg. Unterdessen werden sie von Läusen und Wanzen aufgefressen. Die Befragung zieht sich so lange hin, weil da 150 Menschen in der politischen Abteilung sitzen, schlimmer als zu zaristischen Zeiten.

Die Preise für Lebensmittel werden den innerrussischen immer ähnlicher. Beim Einkauf macht es die größten Schwierigkeiten, das Kerenskigeld loszuwerden. Wir zahlen für 3/4 Liter Milch 6 Mark, Fleisch das russische Pfund 20 Mark, Speck 50 Mark, Butter 45 Mark, ein Ei 1,90 Mark, 1 Pfund Tee 266 Mark, 1 Pfund Kohlsamen 400 Mark, Zucker 52 Mark, Kartoffeln das Pud 80 - 90 Mark. Laut Befehl des Kommissariats erhält der Hausdiener jetzt 350 Rubel monatlich, dasselbe hat der Kirchendiener zu bekommen, während der Pastor sich mit 83 Rubel begnügen muß. Dabei tun diese Leute jetzt ungefähr gar nichts mehr. Das Läuten der Glocken und das Balgtreten übernimmt der Hausdiener nur, wenn er dafür extra honoriert wird, wofür es gänzlich an Mitteln fehlt. Daher spielt Herr von Kymmel jetzt in der Kirche auf

einem Harmonium. Zum Kindergottesdienst, der der ungeheizten Kirche halber im Pastorat stattfindet, wird mein Klavier benutzt. Der Kirchendiener verbringt seine meiste Zeit auf Reisen. Er hat von den Deutschen billig ein Pferd erstanden und treibt jetzt Spekulation, kauft auf dem Lande Lebensmittel, die er hier zu gesalzenen Preisen verkauft. Für die Kirche tut er nichts, das Holz, das Pfarrer Palmer hinterlassen hat, hat er verkauft. Man kann ihn aber nicht entlassen, sonst kriegt man es mit dem Revierkommissar zu tun. Der Burschui (Bourgois = begüterter Bürger) ist zum Leiden verurteilt und kann keine Disziplin unter seinen Untergebenen mehr halten. Das ist die Demoralisation des Bolschewismus.

Diese Zustände, besonders die materielle Not haben den Wunsch in mir erweckt, Wilna im März 1919 zu verlassen. Bisher hat mein Gut mitgeholfen, mich über Wasser zu halten, das ist mir auch genommen, denn das örtliche Revierkommissariat hat meine Wirtin abgesetzt und den nichtsnutzigen Arbeiter zum Besitzer gemacht. Der ganze wohlgegerichtete Besitz ist in Gefahr, verloren zu gehen. Die einst wohlhabende Kirche steht vor dem Bankrott. Die Gemeinde ist zum Teil arbeitslos. Das ist die Lage. Helfen kann ich niemand mehr, so wie zu deutschen Zeiten. Ich habe daher an die deutsche Verwaltung in Kowno die dringende Bitte gerichtet, die Deutschen von hier herauszuholen und sie irgendwo anders mit Arbeit zu versorgen, auch mir eine andere Anstellung zu geben. Ich sehe voraus, daß die Lage späterhin noch viel übler werden wird. Die Gemeinde versteht mich nur teilweise, aber sie kann mir absolut nicht helfen, mein Dasein hier erträglich zu machen. Es will mir scheinen, daß für uns Deutsche die Zeit jetzt gekommen ist, von der der Heiland spricht Luk. 21, 21: "Als dann wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge, und wer mitten darinnen ist, der weiche heraus und wer auf dem Lande ist, der komme nicht herein".